

MICHAEL KIRCHSCHLAGER

# GIFTMORD IN DER „HENNE“



Eine historische Kriminalerzählung aus Thüringen

Michael Kirchschrager

**Giftmord in der „Henne“**

Eine Kriminalerzählung aus Thüringen

Im Mittelpunkt der Handlung, die zum Teil  
in den Räumen des altehrwürdigen Gasthauses  
„Zur Goldenen Henne“ in Arnstadt spielt,  
steht eine verführerisch schöne Arnstädterin  
mit dem bezeichnenden Namen Madame Schwanenvogel.  
Sie, eine ausgemachte Schönheit, versteht es,  
die Männer, und besonders vermögende Männer,  
zu umgarnen und sich gefügig zu machen.  
Doch Madams Reize haben ihren Preis, und der ist hoch.  
Wird es dem Crako, dem Criminalkommissarius Seiner Majestät,  
und seinem unvergleichlichen Adjutanten Kosemaul gelingen,  
den Fängen der attraktiven Thüringerin zu entgehen  
und ihr tödliches Geheimnis zu lüften?

## I

In einer kalten Winternacht des Jahres 1731, genauer gesagt am letzten Montag im Dezember, hielt eine vornehme schwarze Kutsche, die von vier kräftigen, ebenso schwarzen Pferden gezogen wurde, vor einem stattlichen Palais auf dem sogenannten Ried der Fürstlich-schwarzburgischen Residenzstadt Arnstadt. Kaum hatte der Kutscher das gespenstische Gefährt zum Stehen gebracht, als der Seiger des Schlossturmes zwölf Uhr schlug. Just in diesem Augenblick begann auch eine Schar Raben, die sich auf den Giebeln eines der stolzen Häuser niedergelassen hatte, ein lautstarkes Gekrächze, so als wollten sie die Kutsche oder dessen Insassen aufs Schauerlichste begrüßen. Diese recht zweifelhafte Nachtmusik zog kurzerhand noch andere „Tenöre und Sopranistinnen“ an und ehe man sich versah, stimmten alle Hunde und Katzen des Ried mit furchtbaren Tönen in das „KrahKrahKrah“ des schwarzgefiederten Chores ein.

An den Türen der mit dunkelblauem Samt ausgeschlagenen Kutsche hätte ein der Heraldik Kundiger das Wappen des italienischen Marchese Caino Rodrigo de Adamo erkennen können, welches mit teuren Lackfarben aufwendig darauf gemalt war. Es stellte einen feuerroten Basilisken mit einem dämonischen Grinsen auf goldenem Grund dar. Schildhalter waren zwei laufende Wölfe mit aufgerissenen Schnauzen.

Der adligen Karosse entstieg ein großer, kräftiger Mann, etwas über dreißig Jahre zählend, der in einen weiten, aus gefleckten Fellen bestehenden Wintermantel gekleidet war, dessen hochgeschlagener Kragen und sein tief ins Gesicht gezogener Dreispitz ihn wohl vor der unerbittlichen Kälte bewahren sollten. Er streckte sich, als wären ihm alle Glieder eingefroren und sah sich interessiert um. Als er sein Ziel erkannt hatte, schickte er den Kutscher fort.

„Jettatore“, rief er diesem zu, „hol mich morgen am späten Mittag wieder ab. Du weißt, wo Du mich findest.“ Der vollbärtige Kutscher, ein großer, in graue Wolldecken gehüllter Mann mit einer Uschanka<sup>1</sup> auf dem Kopf, nickte, hob die Peitsche und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Schon seit Tagen tobten die furchtbarsten Winterstürme über das Land und forderten ihren beklagenswerten Tribut in Form von jämmerlich Erfrorenen, die hier und da an den Straßenrändern kauerten und um die sich niemand kümmerte, nicht einmal die Krähen, da ihre Körper zu steif gefroren waren und den sonst hungrigen Rabenvögeln so nicht als Speise dienen konnten. Vielerorts sah man auch an der Kälte krepierete Schafe und Rindviecher, die es nicht mehr in die Scheunen schafften und nun auf den verschneiten Wiesen und Grasweiden in bizarrsten Formen herum-

---

<sup>1</sup> Russische Fellmütze mit Ohrenklappen.

lagen. Mancherorts, so erzählten sich die Bauern in den Schenken, kämen sogar die hungrigen Wölfe bis vor die Behausungen der Menschen und erschreckten die Kinderlein mit ihrem angsteinflößenden Geheul.

Ja, es war sogar so kalt, dass selbst die Aale an Land krochen und unter den spärlich wärmebietenden, mit Eis überzogenen Gestrüppen der Flussniederungen Schutz suchten. Hier wurden sie dann leichte Beute für die Fischer, die sie kurzerhand fingen und gleich an Ort und Stelle auf dem überharten Erdreich erschlugen.

Doch das bekümmerte unseren Marchese alles nicht und wer in diesem Augenblick in sein Gesicht hätte sehen können, dem wären zwei große dunkelbraune Augen aufgefallen, Augen voller Leidenschaft und Wildheit, einem Tigertier gleich, beinahe so, wie man es von einem italienischen Adligen spanischer Herkunft geradezu erwartet.

Er schien sich hier in dieser kleinen Residenzstadt auszukennen, denn ohne großes Zögern stapfte er durch den seit Tagen liegenden, mittlerweile fast zu Stein erstarrten Schnee zur Eingangstür des vornehmen Hauses mit den drei Schwänen über der Eingangstür und pochte vier Mal laut an. Nach einer kurzen Weile, als hätte man den Marchese erwartet, öffnete sich vorsichtig die Tür, aus der eine zarte weiße Frauenhand herausgestreckt wurde, die den Mann ins Haus zog.

„Wie ich mich freue Euch zu sehen, Marchese“, sagte die Frau hinter der Tür und bot dem so Angesprochenen die Hand zum Kuss.

„Nennt mich Caino, Madame Schwanenvogel, Marchese klingt so kalt.“ Der Mann lächelte, küsste ihre Hand, zog seinen Dreispitz vom Kopf und drückte ihn dem neben der Tür stehenden, blassen Dienstmädchen in die Hände. Währenddessen musterte er das schüchterne Ding, welches den Blick ihrer graugrünen Augen gesenkt hielt und starr und reglos verharrete. Ihre langen, hellblonden Haare trug sie züchtig versteckt unter einer grauen Haube.

Der Marchese öffnete seinen dicken Mantel, streifte ihn über den Rücken und ließ ihn langsam, sehr langsam zu Boden fallen. Die Felle gaben breite, teilweise vernarbte Schultern, sehnige, starke Oberarme sowie einen flachen Bauch preis.

Die mit „Madame Schwanenvogel“ angesprochene Frau zitterte dabei am ganzen Leib. Sie war eine ausgesprochen schöne Frau, Anfang vierzig, verwitwet. Ihr Busen wallte beim Anblick des muskulösen, nackten Mannes. Fast schien es, als wollte ihr Herz vor Erregung zerspringen.

„Ihr seit ein stürmischer Mann, Caino, ein wahrer Draufgänger!“, presste sie mit trockener Kehle hervor.

„Ich weiß Madame. Zu Hause höre ich das täglich.“ Dann umschlang Caino de Adamo die schöne Witwe mit den Armen, küsste sie inbrünstig und trug sie die Treppe hinauf vor ihr Schlafgemach. Madame schnippte indes mit den Fingern dem Dienstmädchen ein Zeichen zu folgen.

Das schwächliche Ding von vielleicht siebzehn, achtzehn Jahren schob den Dreispitz auf eine Kommode und stieg der Herrin und dem fremden Gast hinterher. Ihr Herz schlug ebenso wild wie das der Madame Schwanenvogel, doch mehr vor Angst, denn der nackte Mann hatte Madame vor der Tür zum Schlafgemach abgesetzt und sah sie nun zweideutig an.

„Ein schönes Kind“, sagte er mit verführerisch tiefer Stimme, und strich ihr mit der Hand über den Scheitel, dabei auch ihre Wange streichelnd.

Das Mädchen erschrak. Die Hand des Fremden war heiß, obgleich er doch aus der Kälte kam. Madame hatte ihr zwar gesagt, dass Marchese Caino ein sehr anspruchsvoller adliger Herr, sogar ein Markgraf aus Italien sei und sie sich züchtig halten solle, aber dass der Marchese noch mehr forderte, das hatte sie nicht gesagt. Nein, das würde sie auch nicht dulden.

Doch die Hand des Fremden hatte eine lähmende Wirkung.

Es war ihr, als ob eine fremde Gewalt sie führte, und beinahe willenlos ging sie langsamen Schrittes in das Schlafgemach der Herrin, wo der Marchese sie ihrer Kleider entledigte. Dann schob er sie behutsam in das breite Bett der Madame Schwanenvogel, die, mittlerweile ebenso entkleidet, hüllenlos und in voller nackter Schönheit, dem Mädchen folgte.

Draußen hörte man keinen Laut. Die Raben, Hunde und Katzen hatten ihre Nachtmusik eingestellt.

*Sieben Stunden später.*

„Habt Ihr mir wieder etwas mitgebracht, Caino?“, fragte Madame Schwanenvogel, das Haupt auf des Marcheses Brust legend.

„Belladonna, wie könnte ich Euch vergessen, meine bezaubernde Geliebte! Ja, ich habe euch wieder etwas mitgebracht, nur diesmal etwas stärker in seiner Wirkung. Ihr wisst ja, meine selige geliebte Tante, die Contessa Teofania di Adamo, hat mir ihre Rezeptur für das uns beiden so wertvolle Aquetta di Napoli hinterlassen und ich habe es noch verbessert.“

Der Marchese hob den Brustkorb, dabei Madame Schwanenvogel kraftvoll am Hals küssend. Quer über seinen Beinen lag das junge Mädchen. Sie sah zur Decke des Gemachs und schien in Gedanken versunken. Der Marchese sah sie eigentümlich, dabei lächelnd an. Behutsam schob er sie beiseite. Dann erhob er sich, ging zu seinen Stiefeln, die neben der Tür des Schlafgemachs standen und zog aus einer geheimen Tasche ein tropfenförmiges, plattes, verkorktes Glasfläschchen hervor, auf dessen einer Seite eine Figur eingeritzt war.

„Seht, ich habe sogar den Heiligen Nikolaus von Bari einschneiden lassen. Ihm ist der wertvolle Trunk gewidmet!“ Der Marchese lachte leise und böse.

Madame Schwanenvogel sah mit leuchtenden Augen auf das Fläschchen, dessen Inhalt farblos war und reinem Wasser ähnelte.

Der Marchese stieg erneut zu der schönen Witwe ins Bett, dabei das Mädchen neben sich legend. Das Fläschchen mit dem geheimnisvollen Inhalt aber öffnete er und hielt es der Schönen unter die Nase.

„Keine Angst, Bella, ihr habt von mir nichts zu fürchten. Riecht nur ruhig daran, es ist wahrhaftig geruchlos.“

Madame Schwanenvogel nahm das kostbare Fläschchen in die Hand und sog vorsichtig mit den Nasenflügeln an dem schmalen Flaschenhals. Die feinen Härchen in ihrer Nase vibrierten gleich dem Flügelschlag eines Schmetterlings.

Fast entzückt rief sie: „Es riecht nach nichts!“

„Und es schmeckt auch nach nichts!“, ergänzte der Marchese mit einem diabolischen Lächeln.

„Was bin ich euch schuldig, Caino?“, fragte die Schöne nun, das Fläschchen fest mit der Hand umschließend.

„Ihr habt die Hälfte schon bezahlt, meine Teuerste“, erwiderte darauf der Italiener, nahm der schönen Thüringerin das Fläschchen aus der Hand, verkorkte es und stellte das „Manna des Heiligen Nikolaus“ neben das Bett auf einen kleinen Nachttisch.

Jetzt nahm er den Kopf seiner schönen Geliebten in die Hände und zog sie mit leichter Kraft zu sich.

Der Seiger des Schlossturmes schlug zwei Uhr des Nachmittags, als der Marchese das Haus am Ried verließ. Er ging zu Fuß in Richtung Stadttor, da er dort seinen Kutscher erwartete. Mit glänzenden, müden Augen schaute Madame Schwanenvogel ihrem welschen Geliebten nach. Noch heute würde er die verschlafene Residenzstadt verlassen, um weiter zu reisen, der Geschäfte halber, aber sie könne sicher sein, so raunte ihr der Marchese beim Abschied noch ins Ohr, er sei ganz in ihrer Nähe und würde ihr von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen.

Madame Schwanenvogel seufzte. Sie würde die Stunden mit dem Marchese tief in ihrem Herzen speichern, würde sie in ihrer Brust verewigen, gleich einem unauslöschlichen Muttermal. Sie sah dem Geliebten mit schmachtendem Blick hinterher. Doch glaubte sie, er würde sich noch einmal nach ihr umdrehen, sah sie sich getäuscht. Mit festem Schritt stampfte er durch den Schnee zu seiner Kutsche. Dort erwarteten ihn seine schwarzen Rosse, wild mit den Hufen scharrend und laut wiehernd, als gelte es, die kleine Stadt aus ihrem langweiligen Dasein zu reißen!

Noch an diesem Nachmittag mischte Madame eine große Quantität des Mannas des Heiligen Nikolaus von Bari mit dem Inhalt eines Fläschchens Aquavitae.

Was aus dem blassen Dienstmädchen der Madame wurde, ist nicht bekannt. Einige munkeln, sie hätte in den folgenden Tagen den Dienst bei Madame Schwanenvo-

gel quittiert, wieder andere behaupten, sie hätte ein Kind geboren und wäre fortgegangen. Wahrscheinlich stimmte beides.

## II

*Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn von Krosigk,  
Criminalkommissarius Seiner Majestät des Königs in Preußen*

Mit Hilfe eines Försters durchquerten wir den Thüringer Wald und gelangten von Süd-Osten kommend nach Arnstadt. Wir ritten sodann durch den Längwitzer Turm, aus dessen gitterbewehrten Gefängnisfenstern uns ein paar verstohlen blickende Augen ansahen und steuerten schnurstracks den Marktplatz an.

Dieser dreieckige Platz wird dominiert von einem repräsentativen Rathaus im Norden, einer langgestreckten Galerie im Osten und der nordöstlich gelegenen Neuen Kirche. Einige stolze Bürgershäuser runden das Bild ab. Für uns war jedoch der lange Steintisch vor dem Rathaus von Interesse, insgemein der „lange Stein“ genannt, Zeichen der Gerichtsbarkeit dieser kleinen schwarzburgischen Residenzstadt. Etwas näher zur Neuen Kirche hin stand ein leeres Trillerhäuschen, in welches man Hausdiebe und Einbrecher einzusperren pflegte, die dann zur Belustigung des meistens zahlreich versammelten Publikums den eingesperrten Delinquenten im Kreise drehten. In Arnstadt, so erfuhren wir später bei unseren ausgeprägten Spaziergängen, mangelt es nicht an Gefängnissen, die per gradus genug Malefizpersonen bändigen und strafen können.

Nachdem wir, mein Adjutant, Karl Freiherr von Kosemaul, und ich, den von freundlichen Menschen belebten Marktplatz der schwarzburgischen Residenz-Stadt Arnstadt erreicht hatten, sprach ich einen wohl-situierten Bürger an und fragte ihn, welche Herberge wohl für uns die Beste sei. Er empfahl für Leute von Adel oder die, die mit einer Kutsche reisen, das weithin renommierte und berühmte Gast- und Logierhaus „Zur Goldenen Henne“ am Riedplatz, wo auch die berühmte Musikerfamilie der Bache desöfteren zu speisen pflegte.

Das war uns eine gute Empfehlung. Also schlugen wir die Richtung zu dem genannten Gasthaus ein und bezogen hier Quartier. Das Wirtspaar der „Goldenen Henne“ nahm uns freundlich auf. Schon auf den Treppenstufen zur Eingangshalle des



Gasthauses erschien der Wirt mit einem einladenden Lächeln und begrüßte uns mit seltener, aber keineswegs aufgesetzter Höflichkeit. Er war ein wohlgenährter Bürger in stattlichem Habitus, mit kunstvoll frasierter, der französischen Mode geschuldeter Perücke, bordierten Kleidern und besaß, dem lieben Gott sei Dank, Braugerechtigkeit!

Kaum erkannte er in uns, hauptsächlich der Mundart nach, Preußen, als er auch schon nach seiner Frau und den Hausbediensteten rief. Kosemaul und ich legten ab, rieben uns die Hände und freuten uns auf das, was jetzt kommen sollte. Mit der gebotenen Zurückhaltung versäumte ich es nicht, uns als preußische Offiziere zu erkennen zu geben, was vielerorts große Vorteile mit sich bringt, denn ich glaube, kein Volk ist so beliebt wie wir Preußen.

„Wenn die edlen Herren gestatten, würde ich die Herren sehr gern in unseren neuen möblierten Appartements unterbringen“, sagte er, dabei besonderen Wert auf die stark übertriebene französische Akzentuierung des Wortes *Appartements* legend.

Kosemaul sah mich schief an. „In was für Dingen will er uns unterbringen?“

„Gästezimmer mit Tischen, Stühlen und mindestens einem Schrank“, antwortete ich meinem Adjutanten, der ein ausgesprochener Feind fremder Wörter, besonders der Französischen, war, ohne ihm unterstellen zu wollen, nicht zu wissen, was möblierte Appartements seien. Dem Hennen-Wirt zugewandt erklärte ich: „Mein Adjutant spricht lieber deutsch. Er trinkt auch lieber Bier als Wein und schon gar nicht diese,“ und nun drehte ich mich augenzwinkernd zu meinem braven Kosemaul herum, „wie sagt Ihr immer Herr von Kosemaul - französische Plörre. Ihr habt doch Bier, Herr Wirt, oder?“

Angesichts dieser Frage wuchs der Wirt stolz in die Höhe. Er wäre wahrscheinlich ebenso gewachsen, wenn wir nach den lieblichsten Weinen französischer Provinz gefragt hätten.

„Meine edlen Herren, wir haben das beste Bier weit und breit! Besonders unser Weizenbier ist eine deliziose...“ er unterbrach sich abrupt, um mit einem „äh, ein gutes Gebräu.“ fortzufahren. „Die Herren werden sehen.“ Er klatschte kurz zweimal in die Hände und rief: „Sabina (womit er sein getreues Eheweib meinte), hol mal schnell zwei Stübchen!“

Dann führte er uns in die sogenannte kleine Kaminstube, wo vier sauber polierte Tische mit jeweils vier Stühlen standen, an denen aber niemand saß. Der Raum schien frisch in hellem Blau getüncht zu sein, denn es roch nach Farbe. Der Wirt beeilte sich, uns einen Tisch zu empfehlen. „Setzen Sie sich doch hier hin, meine edlen Herren, hier direkt an den Kamin.“

Er unterbrach sich kurz, hielt die rechte Hand an die linke Backe und flüsterte zweideutig grinsend: „Wenn’s etwas länger geht, ist es hier am wärmsten.“

„Länger, Herr Würt“, polterte Kosemaul, „jehts nur, wenn dit Bier ooch jut is!“

„Selbstverständlich, Herr Offizier! Sabina, wo bleibst du denn mit dem Bier für die Herren Offiziere?“ rief er nun etwas unwirsch.

Sabina, seine Hausfrau, war ebenfalls nicht von schlechten Eltern, wie wir Preußen zu sagen pflegen. In der Rechten trug sie die beiden Holzkannen, in der Linken zwei schwere, bereits gefüllte Humpen aus grauem Steinzeug, über deren Rand der Bierschaum lief. Kaum hatte Kosemaul die emsige Wirtin mit dem lustig schäumenden Bier erblickt, als sich sein Gemurre zur entspannten Zufriedenheit wechselte.

Dieses Bier oder besser diese Blume verriet meinem Adjutanten, hier etwas Besonderes vor sich zu haben. Er sah sich kurz und mit zusammengekniffenen Augen das Bierchen an, umgriff fest den Humpen mit seiner kräftigen Pranke und ließ einen gewaltigen Schluck – ich schätzte ihn auf eine halbe Maß – mit einem Ruck herunter. Wirt und Wirtin sahen erfreut zu, ich trank ebenfalls einen guten Schluck und noch ehe ich etwas sagen konnte, knallte Kosemaul den Humpen auf den Tisch zurück und brüllte, wahrlich vor Freude überschwänglich: „Nachschütten, Frau Würtin, nachschütten! Wirklich, Herr Würt, dat is mit dit beste Bier, was ick je jetrunken hawe!“ Frau Sabina beeilte sich und schenkte nach. Dabei sah Kosemaul genau auf die Farbe des Bieres, welches in einem bernsteinfarbenen Funkeln in seinen Humpen floss.

„Wat isn dit fürn Saft?“, fragte er mit einer gewissen Neugierde, knöpfte sich seinen Leibrock auf und lehnte sich genüßlich zurück.

„Es ist ein Weizenbier, erstmalig hier von unserem Bürgermeister Nicol Fischer im Jahre des Herrn 1617 gebraut.“ Und wie der Wirt so sprach, tranken Kosemaul und ich unsere Kannen aus und waren guter Dinge. Doch der Abend war noch lang und je mehr wir tranken, umso größer wurde unser Hunger. Aber auch hier waren wir an der richtigen Stelle.

Die Thüringer Küche über die Maßen zu loben wäre ein unnützes Unterfangen, da das nicht besonders erwähnt werden muss, sondern zur allgemeinen Bildung zählt. Was die beiden Wirtsleute jedoch „aufführen“, verdient schon eine kleine Beschreibung: Da gab es zum einen „Schlenkerchen“, eine Art kleine, geräucherte Bratwurst, die so bekömmlich schmeckten, dass Kosemaul ganze zehn Stück verschlang und mich die ganze Szenerie irgendwie an das makabere Gelage des Polyphemos erinnerte.

Unbeschreiblich gar der Duft der gebratenen Bratwürste, die am besten mit Senfsoße schmeckten, eine wahre kulinarische Freude! Selten haben wir solch gute Würste gegessen! Ich war dem Platzen nahe, als unsere Frau Wirtin noch gebratene Fleischstücken brachte, mit der Bemerkung: „Meine Herren, hier wird nicht geortzt!“, was soviel heißt wie „Hier wird nichts übrig gelassen!“

Das Bier, welches die „Arnschter“, wie sich die Einheimischen nennen, brauen, sucht seinesgleichen. Der rötlich-braune Saft lief uns beinahe wie Öl die Kehlen

herunter, so dass wir im Überschwang und mit schon stark geröteten Wangen beschlossen, ein großes Fass nach Preußen mitzunehmen.

Wir blieben an jenem Abend, bis auf Stutzel, den kleinen Hund des Wirtes, der uns Gesellschaft leistete, allein im Kaminzimmer, was ich nicht bedauerte, denn hätten Gäste oder Einheimische gesehen, was wir so alles tranken und aßen, hätten sie womöglich noch geglaubt, preußische Offiziere seien nur Vollsäufer und Vielfraße und unser hoher Nimbus nur hohles Geschwafel.

Das Frühstück am folgenden Morgen lehnte sich in Qualität und Quantität dem Abendessen an. Stutzel, unser geselliger Vierbeiner vom Vorabend, der selbst einer behaarten Bratwurst glich, leistete uns während des gesamten Frühmahles schwanzwedelnd Gesellschaft, wiewohl wissend, von Kosemaul ab und zu mit einem Stück Bratwurst verwöhnt zu werden. Wenn man sich den lustigen Stutzel, eine Art Mischwesen aus Kaninchen und Dackel, so besah, kam man nicht umhin festzustellen, dass wohl jeder Gast der „Henne“ Bratwürste an ihn verfütterte. Und irgendwie schloss ihn Kosemaul deshalb auch in sein Herz.

Aufgrund der einmaligen Verpflegung beschlossen wir noch einige Tage in der „Henne“ zu bleiben und die Fürstlich Schwarzburgische Residenz-Stadt zu besichtigen.



Täglich spazierten wir nun durch die kleine Stadt und beobachteten das Treiben ihrer Einwohner, sahen auch so manches Mal zu den offenen Toren hinein.

Gleich schräg der „Henne“ gegenüber befindet sich das „Haus zum Schwan“. Im Innenhof versuchten sich zwei Radmacher an der Reparatur eines gebrochenen Rades, welches zu einer mit rotem Samt ausgeschlagenen und mit reichlichen Holzschnitzereien versehenen Kutsche gehörte, die schräg und kippelig auf dem Hof stand. Die Männer mühten sich redlich, das Rad wieder aufzuziehen, allein sie vermochten nicht, das verdecklose Gespann anzuheben. Neben ihnen stand eine verzweifelte Dame, die wohl im Begriffe stand auszufahren und nun um ihr Vergnügen gebracht wurde. Ebenso hilflos starrte der hagere, gebeugte Kutscher, in teure Livree gekleidet, auf das ganze Desaster.

Kosemaul und ich, die gerade an der geöffneten Torfront vorbeispazierten, boten der Dame unsere Hilfe an und ehe sich die beiden Radmacher versahen, hatte Kosemaul die Kutsche aufgerichtet und das reparierte Wagenrad über die Achse geschoben. Ein kurzer Blick meinerseits genügte um zu sehen, dass sich die Augenpaare meines Adjutanten mit denen der schönen Madame trafen und ein weiteres Treffen augenscheinlich wurde.

Bereits am folgenden Tag – es war gegen neun Uhr des Morgens - sah ich aus meinem Fenster meinen braven Kosemaul im Gespräch mit der äußerst elegant gekleideten Dame vom Vortag, die, obschon in den späten Dreißigern, Anfang Vierzig steckend, doch noch ebenmäßig und reizvoll schien, und deren kleines Mouché so keck an der rechten Wange haftete, dass es einem Betrachter den Atem verschlagen konnte. Und ehe ich noch etwas sagen konnte, hakte sich die späte Schöne bei meinem Adjutanten unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

Wie sich später herausstellte, hatte sie den guten Kosemaul, der während des Spazierganges wohl nicht mit Schmeicheleien und einigen Übertreibungen bezüglich ihrer Reize gespart hatte, zu Kaffee und Chocolate in ihr Haus eingeladen. Daran war nichts Anstößiges, denn Madame Schwanenvogel, so hieß die überaus attraktive Dame, war eine Witwe und das schon viele Jahre. Auf meine vorsichtigen, völlig nebensächlichen Fragen zu ihrer Person erhielt ich von unserem Wirt die Auskunft, dass Madame Schwanenvogel zwar schon desöfteren in Begleitung von Herren gesehen worden sei, es aber nie zu einer richtigen, heißt ehelichen Verbindung, gereicht hat. Über ihr Vermögen munkelte man nur, lediglich bedeutend sollte es sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammte es von ihrem seligen Mann, der Apotheker war.

Ich ermunterte den braven Kosemaul, mir doch seine charmante Gesellschafterin vorzustellen, damit ich ihr meine Aufwartung machen könne, aber er wiegelte mich rigoros ab mit dem ziemlich plausiblen und verständlichen Grund: „Nee, nee, Krosch, lieber nich, ick glowe, die Dame will lieber mit mir alleene sein.“ Dabei grinste er vielsagend.

So brachte ich also meinen nächsten Abend „ooch alleene“ im Kaminzimmer zu, widmete mich meinen Aufzeichnungen und ging früh zu Bett.



Kosemaul war durch und durch preußischer Offizier und wusste sehr wohl, dass es dem guten Anstande widersprach, einer Witwe die Einladung zum Tee oder zur Chocolate abzuschlagen, gleichwohl war ihm etwas mulmig zumute, denn Madame hatte diese Einladung viel zu freimütig, ja fast schon mit einer gewissen Koketterie ausgesprochen. Doch so einen preußischen Haudegen, der so manchen Türken ins Jenseits befördert und sich mit den wildesten Räubern herumgeschlagen hatte, konnte auch jetzt nicht bange werden.

Energisch zog Madame Schwanenvogel den leicht hinkenden Recken aus dem Magdeburgischen in ihr Haus, wo bereits ein stilles, junges Dienstmädchen mit züchtig aufgesteckten schwarzen Haaren ihrer harhte.

„Tee und Chocolate“, rief sie in gebieterischem Ton, „und natürlich eine gute Tabakspfeife für den Herrn von Kosemaul!“ Das *von* betonte sie in besonderer Weise, als gelte es über Gebühr herauszustellen, dass es sich bei ihrem Gast um einen Baron handelte.

„Sie schmauchen doch ein Pfeifchen, oder?“

„Jerne, wie unser Könich!“

Als die beiden den Salon der Hausherrin im ersten Obergeschoß betraten, staunte Kosemaul nicht schlecht. Hier standen die schönsten Schränke und ein großes, mit rotem Samt bezogenes Sofa. Auf den blank geschleuerten Eichendielen lagen prächtigste Teppiche.

„Ja, setzt euch nur ruhig darauf“, zwinkerte Madame vielsagend, „es ist nicht nur groß, sondern auch ziemlich praktisch.“ Sie kicherte und warf dem Preußen heiße, unmissverständliche Blicke zu.

Kosemaul wurde nun doch etwas unruhig. Wollte Madame denn schon an diesem Abend? Er getraute sich den Gedanken nicht zu Ende zu denken. Nun, sie war eine außergewöhnliche Schönheit, ein paar Jährchen älter als er, aber das war kein Hindernis für eine Liaison, im Gegenteil, er liebte die reifen und dabei schon leicht vergorenen Früchte.

Madame ihrerseits legte etwas ab und kam eine kurze Zeit später in einem auffallend dünnen Mäntelchen aus silberner, persischer Seide zurück. Sie schob sich einen Tafelstuhl heran, stellte ihn vor das Sofa und setzte sich, die Beine neben Kosemaul ausgestreckt, majestätisch darauf. Das Dienstmädchen, selbst in wertvollen Stoff gekleidet, reichte Kosemaul eine Pfeife, stellte zwei zierliche Porzellantässchen sowie eine Kanne auf einen flachen Beistelltisch und zog sich zurück.

Jott, is die Kleene blass, dachte Kosemaul, als er das Mädchen näher betrachtete.

Madame beobachtete indes ihren Besucher und musterte ihn. Fast, als errate sie die Gedanken des Preußen, sagte sie: „Ja, die jungen Dinger. Essen einfach nicht genug.“ Sie schüttelte mitleidvoll den Kopf.

„Nun, Herr von Kosemaul, wie gefällt Ihnen unser Arnscht?“, fragte sie fast bei-läufig, griff nach einem Tässchen, schüttete sich etwas Tee ein und nahm einen kleinen Schluck.

Kosemaul zog an seiner Pfeife, etwas beruhigt, dass Madame nicht gleich mit der Tür ins Haus fiel.

„Naja, ick sahre ma so. Ihr Arnscht Madame is janz jut un hübsch, alleene ick liewe mein Machdeborch mit seinen Festungstürmen, Battrien und so. Ick bin ewen doch durch und durch...“ Kosemaul hielt abrupt inne.

Madame Schwanenvogel, die einen bunten Fächer unter ihrem Mäntelchen hervorzaubert hatte, öffnete dies und fächerte sich Luft zu.

Kosemaul sah gebannt auf ihr Dekolletee. Er begann unter seiner Perücke zu schwitzen, ein klares Zeichen für Madame Schwanenvogel, voll die Initiative zu ergreifen.

„Gott, Herr von Kosemaul, ist mir heiß. Ihnen nicht? Wollen Sie nicht etwas ablegen. Wahrscheinlich liegt es an dem heißen Tee.“

„Ick, ick weeß nich, ick glowe, Madame sollte vielleicht ...“

„Nicht so schüchtern, Sie wackerer Held, kommen Sie, ich zeige Ihnen ein Zimmerchen, wo sie sich bequem etwas von ihren lästigen Sachen entledigen können.“

Kaum hatte die Schöne dies gesagt, hatte sie auch schon den Herrn von Kosemaul eine Etage höher in ein Schlafzimmer gezerrt.

Kosemaul, dem nun doch etwas heiß wurde angesichts der hypererotischen Aktivitäten der schönen Thüringerin, räusperte sich verlegen.

„Meint Madame, ick bin ooch wirklich der Richtige?“

„Herr von Kosemaul, ich bin nur eine schwache Frau, die sich nach einem starken Manne sehnt, schauen Sie“, sagte sie nun mit schmachtender, verführerischer Stimme und öffnete ihr Mäntelchen, „sieht so eine Walküre aus oder doch eher ein zartes Geschöpf, welches sich nach Geborgenheit und Liebe sehnt?“

„Ja, Madamm“, stotterte Kosemaul, „eher sehne Sie ein zartes Jeschöpf aus.“

„Ich bin eine schwache Witwe, ich kenne die Männer, die nur versuchen in mein Bett zu kommen, um sich dann an meinem Gelde zu vergehen, welches mir mein seliger, guter Mann hinterlassen hat.“ Madame Schwanenvogel begann leise zu weinen. Kosemaul wurde weich.

„Awer Madamm brauchen doch nich zu weinen. Ick passe schon off se off.“

„Ach, ich danke meinem Herrgott, dass es noch solche ehrlichen Männer gibt. Tut mir einen Gefallen, Herr von Kosemaul.“

„Immer, Madamm.“

„Nehmt mich in Eure starken Arme!“

Kosemaul, der Soldat, gehorchte. Der Anstand gebietet es, über das Folgende zu schweigen. Auch hat der Freiherr von Kosemaul, als ausgemachter Kavalier, stets gewusst, wann man genießen und wann man schweigen muss.



Madame Schwanenvogel erhob sich mit größter Leichtigkeit, hüpfte beschwingt zu einem ihrer Tafelstühle, an dem ein weißes ledernes Handtäschchen hing und holte ein kleines Fläschchen hervor. Kosemaul sah ihr verliebt nach.

„Kommt, mein wackerer Held, trinkt einen guten *Aquavitae*, der verleiht Euch weitere Kräfte“, sagte die Schöne mit einem bezaubernden, sinnlichen Lächeln auf den fleischigen, geschwungenen Lippen. Dem Recken wurde mulmig.

„Madamm, ick brauche dit doch nich! `nen preußischer Offizier kann nischt umhaun und schonn ja nich ne schöne Frau.“

Wie Kosemaul dies sagte, wurde Madame Schwanenvogel urplötzlich blass.

„Wie, ich verstehe nicht recht, Herr von Kosemaul, Ihr seid preußischer Offizier?“, fragte sie beinahe erschrocken. Kosemaul bemerkte dies.

„Awer Madamm, ick wollte euch nich erschrecken. Ja, ick bin preußischer Hauptmann, awer globt mir, ick kann schweijen.“

Madame Schwanenvogel stellte schnell das Fläschchen in den Wandschrank zurück.

„Herr von Kosemaul, ich bin nicht erschrocken, ich ... ich ... bin nur ... leicht benommen. Ihr seid so stark. Kommt, lasst uns nach unten gehen und etwas essen.“

Kosemaul hätte die schöne Madame liebend gerne noch einmal in die Arme geschlossen, aber er spürte, dass seine Herkunft und sein Dienstgrad bei Madame etwas bewirkt, ja ausgelöst hatten, was dieser irgendwie nicht recht zu sein schien.

Nach einer knappen halben Stunde, in der Kosemaul der schönen Dame von seinem Dienst beim König und von seinen jetzigen Abenteuern als Adjutant des Freiherrn von Krosigk als Criminalkommissarius erzählt hatte, ließ sich Madame entschuldigen, schob eine Migräne vor und erschien nicht wieder. Auf Kosemauls Nachfrage bei dem Dienstmädchen, ob Madame denn noch einmal zu erscheinen pflege, erhielt er die Antwort, Madame sei leider unpässlich. Der Herr Offizier wisse ja, was das hieße, auch möchte er an seinen Stand denken und Madame bitte nicht wieder beehren.

Kosemaul stülpte sich die schweren Stiefel über, legte seine Kleider an und verließ zerknirscht das Haus „Zum Schwan“.

In seinem Kopf rumorte es.

War der Ruf der Preußen wirklich so schlecht?



Ich schlief in dieser Nacht sorglos und fest, um am nächsten Morgen auf einen überaus zerknirschten Kosemaul zu treffen.

„Madamm wollte mick nich. Sie will keen Offizier“, brummte er verdrossen und schob dem Stutzel eine Bratwurst ins Maul.

„Wenn Ihr Euch erklären wollt, Herr von Kosemaul“, sagte ich etwas spitz, „dann nur zu.“

Was ich nun zu hören bekam, war eine Tragödie, wenngleich mir der brave Kosemaul sicherlich nicht alles verriet und schon gar keine Details, was sich natürlich für einen Kavalier auch nicht schickte.

Madame Schwanenvogel hatte meinem hoffenden Adjutanten nicht nur einen Korb gegeben, nein, sie hatte ihn auch kurzerhand durch einen anderen Herren ersetzt. Ein Skandal! Denn als Kosemaul und ich, Ersterer um sich abzulenken, ich, um mich zu amüsieren über den Riedplatz marschierten, öffneten sich bei dem „Haus zum Schwan“ die Torflügel und eine recht vergnügte schöne Dame kam neben einem etwas älteren, bereits graumelierten Herren in der prachtvollen offenen Kutsche sitzend, herausgefahren.

Kosemaul blieb abrupt stehen, als wäre kurz vor seinen Füßen eine Kanonenkugel eingeschlagen, und wer in diesem Augenblick sein purpur angeschwollenes Gesicht hätte studieren können, würde darin unschwer Wut und Grimm erkennen. Wie es seine Art war, stemmte der alte Haudegen seine starken Arme in die Seiten, sog einen Sack Luft in die Brust und zischte zynisch wie ein mittelmäßiger Advokat nach einem verlorenen Prozess: „Weier! Die soll nu eener verstehn!“

Die Kleidung des nach neuester französischer Mode gekleideten Herren ließen ihn als einen einflußreichen Hof-Beamten oder einen in seinen Geschäften sehr erfolgreichen Kaufherren erscheinen und man brauchte nicht viel Beobachtungsgabe um zu sehen, dass es der überaus reizenden Madame Schwanenvogel neben diesem „Hundsfoß“ sichtlich gefiel. So nannte ihn nämlich Kosemaul verächtlich, nachdem er kurze Zeit später herausgefunden hatte, dass es sich bei seinem „Konkurrenten“ um einen in Schwarzburgischen Diensten stehenden bayerischen Beamten namens Dr. Johann Paul Eberhardt handelte, der für das hiesige Fürstentum die Verwaltung der Schlösser und sonstigen Immobilien als Domänenrat besorgte.

Arm in Arm fuhren also Madame Schwanenvogel und der bayerisch-schwarzburgische Regierungsrat an diesem Morgen in der Kutsche an uns vorbei, sie in ein opulentes prächtiges weißes Tafelkleid mit hochgebauchten Ärmeln gehüllt, er in samtene Hosen, hellen Strümpfen und eine mit weiten Spitzen versehene Jacke gekleidet. Das Dekolletée der verführerisch schönen Thüringerin schimmerte, zweifellos nicht ohne Hintergedanken, weithin und ziemlich freizügig. Alles in allem musste man Madame einen ausgezeichneten Geschmack bescheinigen, und nichts konnte von der unleugbaren Tatsache ablenken, dass sie als die glänzendste Erscheinung am Modehimmel dieser schwarzburgischen Residenz erschien, zumindest was die Bürgersfrauen betraf.

An dieser Stelle seien mir einige kurzweilige Beschreibungen ihrer außerordentlich schönen Gesichtszüge gestattet.

Madame Schwanenvogel hatte ein schmales, herzförmiges Gesicht, einen schneefarbenen Teint, auf der rechten Wange ein Mouché, eine Reihe wohlgeformter, ebenmäßig stehender Zähne, was als außergewöhnlich bezeichnet werden darf, zu-



dem äußerst sinnliche Lippen, eine kleine, gerade Nase mit leicht ins violette schimmernden Nüstern, zart geschwungene, wie mit Pinselstrichen geführte Augenbrauen über klugen, aber auch Grausamkeit versprühenden Augen, die ebenfalls sinnlich und amourös schienen. Ihre Farbe war einzigartig und erinnerte mich an die der zierlichen Blausterne.

### III

Die Sache mit dem Preußen hätte ziemlich leicht schiefgehen können, glücklicherweise war das ein ausgemachter Trottel, wengleich von großen Körperkräften. Ich muss vorsichtiger sein, dachte Madame Schwanenvogel, als sie die Kutsche des Herr Domänenrats Dr. Eberhardt vor ihrem Haus vorfahren sah.

Das ist ein Bayer, kein Preuße, der wird mir leichter ins Netz gehen, auch wenn es nicht ganz ungefährlich ist, einen in Seiner Durchlaucht Dienst stehenden Beamten zu ...

Gerade als Madame diesen und anderen Gedanken nachhing, klopfte vorsichtig das Dienstmädchen an die Tür des Salons.

„Sie soll den Herrn Rat Eberhardt einlassen, aber geschwind!“

Kaum hatte Madame das gesagt, als der Genannte auch schon in der Tür stand und seinen Kopf verbeugte.

„Madame Schwanenvogel, welch Ehre, von Euch empfangen zu werden!“

„Ihr schmeichelt mir, Herr Rat!“

„O nein, nicht im Geringsten, Eure Schönheit ist in aller Munde.“

„So?“

„Ja, natürlich, auch Seine Durchlaucht erwägen Euch zu empfangen! Aber“, und jetzt machte er eine vielsagende Pause, „heute habe ich die Ehre.“

„Aber so setzt Euch doch erst einmal, lieber Doktor, Sie müssen ja ganz geschafft sein!“, sagte Madame und gab ihrem Dienstmädchen ein Zeichen, Kaffee und Gebäck aufzutragen.

Dr. Eberhardt, der im Flur bereits abgelegt hatte, schob die langen Locken seiner französischen Perücke über die Schultern und setzte sich gemächlich in einen Tafelstuhl. Dann faltete er die Hände wie zum Gebet und strich sich salbungsvoll übers Kinn.

Er hatte graue Haare, schmale Lippen, eine dicke Nase, graue Augen, war schwächlich, blass und ein Jurist.

Madame Schwanenvogel setzte sich bequem auf ihr Sofa, auf dem vor wenigen Stunden erst der Herr von Kosemaul gesessen hatte und tat, als würde sie gern mehr von sich und ihrer Schönheit hören. Doktor Eberhardt begriff, dass es nun an der Zeit sei, mit Schmeicheleien zu beginnen.

„Wenn ich etwas sagen darf, Madame“, begann er etwas zögerlich, „ich bin ja als Jurist geradezu verdammt auf alles und jeden einen unaussprechlichen Verdacht zu haben, aber bei Euch, ja bei Euch, Liebreizende, ist es etwas anderes. Ich habe gegen jedermann das höchste Misstrauen, ja wirklich, als Domänenrat wird man ja täglich mehrfach übers Ohr gehauen, zumindest versuchen sie es“, er lachte leise, „aber bei einem Doktor Eberhardt ist das nicht so einfach. Just aus diesem Grund hat mich ja auch Seine Durchlaucht zum Domänenrat bestellt!“

„O Herr Doktor, ich habe nichts anderes von Euch erwartet, bei Eurer stattlichen Erscheinung!“

„Madame schmeicheln mir, wengleich ich zu denen zähle, die alles im Vorfeld gründlich ausloten, ja ausloten. Aber“, jetzt räusperte er sich und wartete, bis das Dienstmädchen den Kaffee und das Gebäck auf einen kleinen Tisch gestellt hatte, „ausloten tue ich grundsätzlich nur das, was mir die Bürger so präsentieren, denen ist nämlich nichts heilig, nicht einmal unsere geliebte alte Ordnung, aber bei Euch Madame, spare ich mir den Lotsendienst.“

Herr Dr. Eberhardt lachte über seinen eigenen Witz.

Madame Schwanenvogel war unterdessen aufgestanden und schenkte dem Domänenrat Kaffee ein.

„Oh ja, herzlichsten Dank! Trinkt Ihr denn nicht?“

„Nein, mein Lieber, ich bin etwas unpässlich, vom Magen her, sie wissen schon.“

Madame errötete leicht.

„Oh ja, natürlich, Sie Ärmste. Aber mit unserem Bankett heute Abend in der ‚Goldenen Henne‘, das bleibt doch dabei?“

„Selbstverständlich!“ Madame Schwanenvogel warf dem Beamten vielsagende Blicke zu.

Der Domänenrat trank seinen Kaffee und fuhr in der Unterhaltung fort, was hieß, dass er erzählte und Madame zuhörte. Insgeheim aber beobachtete sie den juristischen Labersack ohne Unterlass. Als er sich entschuldigte und aufstand, um sich vom Dienstmädchen zum Abort geleiten zu lassen, und sie sich unbeobachtet glaubte, zog sie aus ihrer Handtasche ein kleines Fläschchen hervor und goss dessen Inhalt in die Kaffeetasse des Beamten.

Kaum war dieser zurückgekehrt, schlürfte er mit Inbrunst den guten Kaffee seiner Teuersten aus und fuhr fort mit den Erzählungen von der Verwaltung der fürstlichen Gartenanlagen und den Immobilien.

„Sie glauben gar nicht, meine Teuerste, aber das ist eines der großen Geheimnisse, die ich Ihnen anvertraue, die Verwaltung verschlingt beinahe mehr als der ganze Bauunterhalt!“

„Nein, wirklich?“ Madame tat erstaunt.

„Ja, unglaublich, was? Natürlich ist mein Salär dementsprechend.“ Herr Dr. Eberhardt räusperte betont.

Plötzlich fasste er sich an seinen Unterleib.

„Irgendetwas zwickt mich hier“, sagte er und sah fast leidend zu Madame.

„Wartet, mein Freund, ich kenne das, habe aber ein gutes Hausmittel dagegen.“

Die mitfühlende Hausherrin erhob sich, so als hätte sie die Leibschmerzen des Herrn Rat vorausgesehen, eilte in ihr Schlafzimmer an einen Wandschrank und goß etwas Aquavitae in ein Glas. Dann lief sie, so schnell sie ihre Beine tragen konnten, in den Salon zurück.

„Ich habe immer etwas Aquavitae gleich neben meinem Bett ...“, sagte Madame mit leiser Stimme und reichte ihrem Gast ein volles Likörglas.

Der Herr Domänenrat errötete nun seinerseits, nahm den Aquavitae und trank ihn bis zum Grund des Glases aus.

Man könnte noch so manche Seite füllen, allein das Gelaber des Domänenrats ging ununterbrochen fort, bis es Drei schlug.

„Ich glaube, Herr Rat, jetzt sollten wir aber so langsam unseren Ausflug beginnen“, unterbrach ihn schließlich seine Zuhörerinnen mit einem charmanten Lächeln.

„Ich möchte noch ein bißchen durch die Stadt fahren, ihr hattet es versprochen!“

„Gewiß, Madame, meine Kutsche steht bereit!“

#### IV

An diesem Tag war mein guter Kosemaul zu nichts mehr zu gebrauchen und so kam es, dass es den braven Kerl schon frühzeitig in die kleine Trinkstube unserer Herberge zog, wo er sich von unserer guten Wirtin eine Kanne vom Arnschter Weizen nach der anderen bringen ließ und sichtlich betrübt seinen Kummer hinunterspülte.

Doch damit nicht genug. Fast, als wolle sie den guten Kosemaul demütigen, führen die thüringische Madame und der „Blackscheißer“ gegen Abend lautstark und mit allem möglichen Pompöse vor der „Henne“ vor.

Just an diesem Tag hatte der reiche Bayer die venusiöse Madame Schwanenvogel in die „Goldene Henne“ zu einem prachtvollen, zehngängigen Bankett für zwei Personen geladen und extra dafür das große Kaminzimmer angemietet. Bereits seit den frühen Morgenstunden waren der Wirt sowie ein eigens dazu bestellter französischer Küchenmeister und drei Mägde damit beschäftigt, das Menü vorzubereiten.

Trotz höchster Geschäftigkeit hatte Herr Schneegeß, so hieß übrigens der Wirt, noch Zeit, mir zu erzählen, dass Madame Schwanenvogel „einen großzügigen Herren mit süddeutschem Dialekt eingefangen hätte“ – und – so der Wirt „bei ihm mit dem spendablen Herrn Rat dinierte“. Die treulose Schöne traute einem preußischen Offizier wohl keine Freizügigkeit zu!

Der spendable Beamte ließ sogar, einer neuerlichen Modetorheit folgend, von dem hiesigen Fürstlich Schwarzburgischen Hofbuchdrucker Johann Andreas Schill

eine Speisekarte anfertigen, die das genaue Menü beschrieb. Darauf stand, neben den einzelnen Gängen, folgendes: Bankett zu Ehren der glanzvollen und überaus verehrungswürdigen Madame Schwanenvogel gegeben im Gast- & Logierhaus „Zur Goldenen Henne“ am 23. April im Jahre des Herrn 1732.

Es schlug acht Uhr und mein braver Kosemaul stieg, grimmige Verwünschungen ausstoßend, die Treppe zu seinem Zimmer hinauf und verschwand für den Rest des Abends auf nimmer Wiedersehen. Nur Stutzel durfte ihn begleiten. Ich für meinen Teil setzte mich in den Hof, ließ mir ein gutes „Arnschter Weizen“ kredenzen und brachte ein weiteres Kapitel meines Criminal- und Curiositäten-Cabinettes zu Papier.

Währenddessen trug Herr Schneegaß eigenhändig den ersten Gang auf: Schildkröten und Fischsuppe in einem silbernen Teller.

Um der Angebeteten eine besondere Freude zu bereiten und ihr in gebührender Manier zu imponieren, hatte der „Hundsfoth“ den Speisetisch mit kostbarstem Tafel-silber eindecken lassen. Die weißen Servietten waren kunstvoll als Schwäne gefaltet, in der Mitte des Tisches stand ein silbernes Salzfaß in Form eines Schwanes. Doch des Überflusses nicht genug, hatte der reiche Beamte auch noch den besten Musiker der Stadt, Herrn Johann Ernst Bach, den Organisten an der Neuen Kirche, am Klavichord, sozusagen als Bankett-Begleitung, „eingebucht“. Dieser, ein Mann Ende Vierzig, trug schlichte schwarze Kleider und eine gefällige Perücke. Äußerer Schnickschnack war ihm ein Gräuel.

Herr Dr. Eberhardt, sichtlich über das bevorstehende, opulente Mahl sowie sein musikalisches Engagement erfreut, leicht erregt und von einem gewissen Übermut getrieben, ließ besten Franzwein in die zarten Weinkelche gießen. Sonatisch in den höchsten Tönen von Herrn Bach begleitet, stierte der liebestolle Mäzen abwechselnd zwischen dem Dekolletee und den schönen Blausternen der Madame auf und nieder.

Auf besonderen Wunsch des Herrn Rat trug Herr Schneegaß als zweiten Gang gebratene Froschschenkel auf, die Frau Sabina braten musste. Die Töne aus dem Klavichord klangen, als würden die Schenkel der Frösche eigens darauf ihren Totentanz spielen. Kosemaul hätte seine wahre Freude gehabt, denn Madame schien sich nicht so recht an den kleinen Beinchen der in Butter gebratenen Quakfrösche zu erfreuen. Als weitere Gänge folgten Schwarze Soße mit Hirschfleisch, Gesottene Neunaugen, Rinderlendenstücke geschmort, Kalbsfricandeau und Ragout, Gebratener Lachs, Kleine Würste vom Schwein in Senfsoße und schließlich eine Mehlspeise aus Rahm und Mandeln.

Herr Schneegaß schenkte dem Herrn Rat unentwegt ein, da dieser ständig nach mehr Wein verlangte. Madame Schwanenvogel ihrerseits steuerte nach dem gebratenen Lachs, der in einer blutfarbenen Kirschsoße schwamm, einen Brantwein bei, einen *Aquavita*, der der Verdauung dienen sollte und den sie eigens von zu Hause in einem flachen Glasfläschchen in ihrer Handtasche mitgebracht hatte.

„Aber Madame Schwanenvogel, Ihr habt mir doch schon zum Cafe einen Likör gereicht? Wollt Ihr mich vielleicht benebeln?“, fragte Herr Dr. Eberhardt zweideutig augenzwinkernd. Und bereits durch den Wein und das üppige Mal in beste Laune versetzt, prostete er seiner Angebeteten fröhlich zu und kippte das Zeug bis auf den letzten Tropfen hinunter.

Kaum hatte der Herr Rat den Doppelten getrunken, steckte Madame die Flasche auch schon wieder weg.

Nun ereignete sich aber etwas, mit dem unsere schöne Madame Schwanenvogel nicht gerechnet hatte: der zehnte Gang – die von Herrn Dr. Eberhardt eigens bestellte und aufwendig zubereitete Schwanenpastete – ließ auf sich warten!

### **Rezept für einen Schwanenvogel aus dem Jahre 1719**

*Wenn man einen Schwan verkochen will, so haut man ihm anfangs den Hals samt dem Kopf, die Flügel und den Schweif ganz, samt den schönen Federn herab, rupft den Leib und zieht ihm die schwarze und grobe Haut ab. Dann wird er ausgenommen, gebaitzt, gespickt und gebraten oder in einer Pastete kalt oder warm mit aufgestecktem Kopf, Flügeln und Schweif aufgetragen. Er wird auch sonst in allem der Gans gleich verkocht, sauer und süß eingemacht.*

Nach dem Rezept unseres französischen Küchenmeisters Jean Pierre war die Aufgabe, den lebendigen Schwan in eine Pastete zu bringen, keine leichte, denn der Schwan protestierte heftig, als lebendige Schauspeise während eines – noch dazu nur bürgerlichen - Banketts aufgetragen zu werden. Er zerhieb also den ersten Teig mit seinen starken Flügeln, was für einen ausgewachsenen Schwan kein sonderliches Problem darstellte und verwüstete im Anschluß die Küche. Das wiederum machte Frau Sabina außerordentlich zornig und sie zog kurzerhand einen furchteinflößenden Eschenknüppel, der sonst den Köpfen der Karpfen vorbehalten war und schlug dem wildgewordenen Vogel entschlossen eins drüber. Dieser fiel, hart getroffen, in eine kurze Ohnmacht, die die Köche dazu benutzten, ihn mit starken Drähten an den Füßen, um den Bauch, den Flügeln und am Hals zu fixieren. Den Schnabel banden sie mit Bindfaden zu. Als der Stolz des fürstlichen Wassergrabens, denn aus dem Küchenarsenal Seiner Durchlaucht stammte der teure Vogel, wieder erwachte, fand er sich an allen Gliedern geknebelt im Leib einer dunklen Pastete wieder. Zum Glück hatten die Menschen ihm im Schnabelbereich ausreichend Luftlöcher gelassen, sonst wäre er wohl erstickt.

N.B. Schwäne sind, so liebeizend sie auch scheinen, in ihrer Wildheit nicht zu unterschätzen. Sie sind ohne große Mühen in der Lage, einem Menschen den Arm mit dem Flügel zu zerhauen, welches mir ein Prenzlauer erzählte. In der landgräflichen Stadt Weißensee sah man sich sogar genötigt wegen eines misanthropischen Schwanes ein Warnschild mit folgendem Text aufzustellen: Vorsicht! Bissiger Schwan! Und auch unsere Madame Schwanenvogel ist nicht ganz ungefährlich, wie sich im Folgenden rausstellen wird.

Sie, so ihre eigentlichen Pläne, wollte den vermögenden Herrn eigentlich schon bald mit sich nach Hause nehmen ...

In der Küche war dem französischen Küchenmeister der krönende Abschluss misslungen, eine aus dickem Weizenteig gebackene, weißglasierte Schwanenpastete. Und um den freizügigen Herrn in fürstlichen Diensten nicht zu verärgern oder gar zu brüskieren, hatte der Küchenmeister flugs eine Magd zu einem befreundeten Bäcker geschickt, damit dieser auf schnellstem Weg erschiene und rette, was zu retten ist, was schließlich auf die Neuformung eines zweiten Schwanes aus Blätterteig hinauslief.

Unser Wirt bemühte sich redlich, das Missgeschick zu vertuschen und gab dem Herrn Bach durch eine unmissverständliche Mimik zu verstehen, nur unentwegt fortzuspielen.

Dem Bayern, der ein durch und durch geselliger Mensch war, störte das nicht weiter, konnte er sich doch wegen des verspäteten Schwans noch länger der Gegenwart der hübschen Arnstädtischen Dame erfreuen.

Diese rückte aber zusehends nervöser auf ihrem Stuhl hin und her und mehr als einmal drängte sie den Herrn Regierungsrat, sie doch nach Hause zu geleiten. Schließlich ließ sie alle Scham fallen und lud ihn zu dieser späten Stunde auf ein Gläschen Rotwein bei sich zu Hause ein, würde er sie auf schnellstem Wege dorthin geleiten! Schließlich sei es ja auch nicht so weit ...

Der Herr Domänenrat wäre kein Mann gewesen, wenn er dieses doch ziemlich eindeutige Angebot ausgeschlagen hätte. Also klatschte er in die Hände und gab seinem Wirt zu verstehen, dass er auf den gebackenen Schwan verzichte und doch lieber die fleischliche Madame Schwanenvogel nehme. Aber gerade in dem Moment, als er sich erheben wollte, standen Herr Schneegaß und der zu Hilfe geholte Bäcker in der Tür.

Breitbeinig und anscheinend schwer beladen präsentierten beide die übergroße Schwanenpastete, die ein ganzes Bäckerbrett einnahm.

„Nun, denn“, sagte Herr Dr. Eberhardt entzückt und ließ sich zurück auf seinen Tafelstuhl sinken, „widmen wir uns dem schönen Backwerk.“

Herr Schneeß und der Bäcker luden nun ihrerseits die Schwanenpastete in der Mitte des Tisches ab, verbeugten sich höflich und machten fröhliche Gesichter und der schon ziemlich abgekämpfte Herr Bach stimmte auf dem Klavichord seinerseits festlich in den Reigen ein.

Jetzt zog der Wirt ein langes, scharfes Messer aus seinem Gürtel und fungierte als Tranchiermeister. Zuerst öffnete er mit einem gezielten Schnitt den Kopf des Schwanes, worauf sich der Pasteteig zu bewegen anfang und der Kopf eines lebendigen Schwanes erschien. Hier hieb Herr Bach nun besonders in die Tasten. Je mehr Herr Schneeß jedoch von der vermeintlichen Pastete aufschnitt, umso mehr trat das lebendige Innere des Gebäcks zum Vorschein.

„Ja, Madame, extra für Euch, ließ ich diese wunderbare Pastete backen“, sagte Dr. Eberhardt und sah vergnügt und schon etwas mitgenommen von der Schlemmerei und Trinkerei auf die scheinbar entzückte Madame Schwanenvogel, die allerdings wohl mehr mit einer unterdrückten Art des Entsetzens denn Entzückens auf den weißen Vogel schaute. Herr Domänenrat Eberhardt, ein Gönner durch und durch, ließ Madame einen teuren Malvasier einschenken. Dabei verzog der schwarzburgische Beamte leidend sein in den letzten Minuten rasant aufgedunsenes Gesicht.

Ein schneidender Schmerz durchfuhr indessen den Leib des reichen Gönners und trieb ihm binnen weniger Augenblicke kalten Schweiß auf die Stirn. Ein zweiter Leibscherz folgte, noch schlimmer als der erste, und es war ihm, als würde ihm jemand mit einem riesigen Fleischmesser den Bauch bei lebendigem Leibe durchschneiden. Der Regierungsrat schrie auf vor Schmerz.

Madame Schwanenvogel entfaltete ihren Fächer und lehnte sich – scheinbar besorgt um das Wohl ihres Gastgebers – auf die Lehnen ihres Stuhles, zurück.

Herr Dr. Eberhardt verdrehte seine mittlerweile glasigen Augen.

„Herr Wirt, wollt ihr mich zersägen?“, presste er unter größter Kraftanstrengung hervor.

Dann wollte er noch etwas sagen, aber erneut durchfuhren ihn schneidende und brennende Schmerzen im Bauchbereich. Sein Hals schwoll an, der Gaumen verdickte sich. Schließlich trat ein Gefühl des Ekels bei ihm hinzu, welches ihn kurzerhand erbrechen ließ. Ein schmaler, aber weit hervorgestoßener Strahl Blut schoss aus seinem Mund.

Mit seinen Fingern, die sich verkrampften, versuchte er sich an der Tischdecke festzuhalten. Nun sahen die Umstehenden, dass auch der Leib des Herrn Immobilienverwalters unverhältnismäßig aufgedunsen war. In einem konvulsivischen Anfall

glitt er zu Boden. Mit verkrampften Händen umgriff er seinen Hals. Er rang nicht nur nach Luft, er rang mit dem Tod.

Herr Schneegaß und der Bäcker sahen voller Entsetzen zu Herrn Dr. Eberhardt, dem offensichtlich innerhalb kürzester Zeit das Leben entschwinden sollte. Starr vor Schreck blickten sie abwechselnd auf den fürstlichen Beamten und auf dessen liebreizenden Gast.

Allein der Schwan, der sich nicht um die Leibschmerzen des Herrn Doktors kümmerte, sah weiterhin majestätisch aus seiner Behausung aus Blätterteig und wartete auf neuerliche Leckerbissen.

Herr Bach, mit dem Rücken zur Tafel, spielte engagiert weiter.

Plötzlich erhob sich Herr Rat Eberhardt in einem letzten Anflug von Lebenswillen, aufgebläht, blutverschmiert und weiß wie eine gekalkte Wand. Er schien noch etwas sagen zu wollen, röchelte, gestikulierte, fiel aber schließlich doch auf den Tisch und blieb reglos liegen. Die Teller zerbrachen, die Gläser purzelten vom Tisch und auch der Schwan schien nun erregt und versuchte mit seinen eingebackenen, aber leider verdrahteten Flügeln zu schlagen.

Herr Schneegaß, der ansonsten so lebensfrische und gebildete Wirt, schrie entsetzt auf. Darüber erschrocken drehte sich Herr Bach zu ihm um, wohl glaubend, sein „Klingspiel“ wäre kurzerhand „abgesetzt“, sah mit aufgerissenen Augen auf den Tisch und seinen toten Auftraggeber – und fiel in Ohnmacht.



Gerade als ich damit beschäftigt war, die letzte Seite meiner Aufzeichnungen mit Sand zu bestreuen und meinen Humpen kräftig im Kreise schüttelte, um die am Boden befindliche Bier-Hefe mit dem letzten Schluck „Arnschter Weizen“ aufzulösen, hörte ich den entsetzlichen Schrei meines Wirtes.

Ich fuhr auf, denn diese Art von Schrei kannte ich, und eilte sofort in die Richtung, aus der ich ihn gehört hatte, nämlich in die große Kaminstube.

Dort fand ich eine zitternde und nervöse Madame Schwanenvogel, die sich mit einem bunten Fächer Luft zuwedelte und einer Ohnmacht nahe schien. Sie war von ihrem Tafelstuhl aufgestanden und blickte zu ihrem Gastgeber.

Der lag vornüber mit dem Kopf und ausgestreckten Armen auf dem Tisch. Neben ihm stand händeringend und nach Luft schnappend Herr Schneegaß. Der Herr Musiker schien gerade einer Ohnmacht entsprungen, denn er hielt sich schwer atmend an seinem Klavichord fest.

„Herr Dr. Eberhardt, Hochwürdiger Herr Regierungsrat, aber so hören Sie doch ...“, stammelte der gute Mann von einem Wirt und bemühte sich, den Vornü-



bergefallenen aufzurichten. Schnell trat ich hinzu und half ihm, wobei mir sofort auffiel, dass der Herr Rat eine Leiche war.

Denn kaum hatten wir seinen Oberkörper aufgerichtet, fiel sein Kopf nach hinten, knallte gegen die Rückenlehne des Tafelstuhles und zeigte uns das typisch-verzerrte, mit weit aufgerissenen Augen gezeichnete Gesicht, welches ich schon bei vielen plötzlich aus dem Leben geschiedenen gesehen hatte. Nur eines machte mich beim Anblick des Herrn Dr. Eberhardt sofort stutzig. Erstickt war der Mann nicht!

„Ruft den Medicus!“, schrie inzwischen der dabeistehende Bäcker Frau Sabina zu, die ungläubig in der Tür stand. Auch sie hatte den Schrei ihres Mannes gehört.

„Und den Gerichtsvorsteher!“, rief ich hinterher.

Herr Schneeß brammelte seinerseits beinahe vorwurfsvoll: „Er hat über Leibschermerzen geklagt, als ob mein Essen daran Schuld wäre!“

„Über Leibschermerzen?“, fragte ich zuhöchst erstaunt.

„Ja. Er meinte sogar, es täte ihm weh, als würde man ihn zersägen!“ Er machte eine Pause. „Er fragte wörtlich: Wollt Ihr mich zersägen?“

„Wollt Ihr mich zersägen?“, wiederholte ich die Frage nachdenklich.

„Ja, so etwas.“

Ich hatte von Schmerzen im Leib und in den Eingeweiden, die an Zersägen oder Zerschneiden erinnerten, schon mehrfach gehört und gelesen, nämlich dann, wenn die Betroffenen sich vergiftet hatten oder mit *arsenion* vergiftet worden waren! Wenn dies hier der Fall gewesen sein sollte, dann müsste es eine übergroße Quantität Gift gewesen sein.

„Habt Ihr Rattenkraut oder *arsenion* im Haus?“, fragte ich den Wirt.

„Um Gottes Willen! Wir doch nicht. Nein, keine Ratten und kein Rattenkraut.“

Ich sah auf den Tisch, die zerbrochenen Gläser und das ausgespieene Blut. Sollte hier eine Vergiftung vorliegen?

Instinktiv begann ich die Gläser und Teller zu inspizieren und wie ich damit beschäftigt war, erhob sich Madame Schwanenvogel und schickte sich an, sich zu verabschieden.

„Daraus wird nichts, Verehrteste“, sagte ich mit fester Stimme und bedeutete ihr mit einer resoluten Handbewegung sich hinzusetzen, „ich glaube, man wird uns - und insbesondere Sie - examinieren wollen, denn der gute Herr Domänenrat starb aller Wahrscheinlichkeit nach an Gift!“

„An Gift?“, fragte Madame Schwanenvogel und sie tat erschrocken, was ich sofort registrierte, denn was sie uns nun vorstellte war eine Posse, ein schlechtes Schauspiel, allzu leicht zu durchschauen. In ihrem ganzen Benehmen lag weniger Entsetzen, einen Gastgeber in so kurzer Zeit auf so tragische Weise verloren zu haben, als vielmehr ein unübersehbarer Schrecken mit einer möglichen „Tat“ in Verbindung gebracht zu werden.

„Ihr werdet Euch wohl zur Verfügung halten müssen, bis der Herr Gerichtsvorsteher hiesiger Stadt kommt“, fuhr ich fort und musterte die gefährliche Schöne herausfordernd. In einem ersten Moment erwiderte sie meinen Blick keck, so, als wollte sie mich fragen ‚Was wisst ihr denn schon?‘ um dann, sich anscheinend besinnend, was mich aber in meinem Verdacht gegen sie nur bestärkte, die Augenlider mit einer verlogenen Scham zu senken, dass selbst ein Komödiendirektor von ihrem schauspielerischem Talent ergriffen gewesen wäre.

„Madame Schwanenvogel“, dachte ich, „was seid Ihr?“

In diesem Moment betrat Kosemaul die Bühne, den guten Stutzel bellend an der Seite. Ohne der Schönen auch nur einen flüchtigen Blick zu gewähren, zog er mit einer bemerkenswerten Zielsicherheit die kleine, geschliffene Flasche *Aquavitae* aus der weißen Handtasche der Madame Schwanenvogel, hielt sie in die Höhe, schnupperte daran und versicherte mit der größten Überzeugung: „Mich würde nicht wundern, wenn den juten Mann von nem Blackscheißer dit Franzosenzeuch umjebracht hat! Wie nannte ses? Aquavitä?“

Der brave Kosemaul hatte kaum seine Vermutung ausgesprochen, als der Herr Gerichtsvorsteher Johann Wilhelm Wentzig, der Herr Anatom Dr. Zeidler sowie ein Gerichtsaktuar das große Kaminzimmer betraten. Die genannten Herren verbeugten sich höflichst vor Madame Schwanenvogel, die die Unglückliche spielte und von ihnen schon allgemein betrauert wurde.



Der Herr Anatom, leicht durch diesen Kriminalfall an einem der hochstehenden Beamten der Stadt irritiert, begann sofort mit der Untersuchung des Herrn Regierungsrats Eberhardt und kam nach wenigen Augenblicken zu dem traurigen Ergebnis, dass er tot sei und dass möglicherweise eine Vergiftung vorläge. Eine endgültige Aussage könne er jedoch erst nach der Sezierung machen, worauf er die Leiche gern in sein kleines Anatomisches Theater schaffen lassen würde.

Gerichtsvorsteher Wentzig, dem wir uns vorstellten, begann nun seinerseits Madame Schwanenvogel zu befragen, die eine glänzende Rolle spielte. Kosemaul hörte gespannt zu, verschaffte sich mit einem soldatisch-lauten Räuspfern Gehör und trug in der ihm eigenen, unverkennbaren Art seinen Verdacht vor, nämlich dass Madame Schwanenvogel den Herrn Doktor mittels des *Aquavitae* vergiftet habe.

Die anwesenden Herren sahen erstaunt erst auf Kosemaul und dann auf die schöne Madame, die nun noch aufgeregter mit dem Fächer wedelte.

„Herr von Kosemaul, Euer Verdacht ist ungeheuerlich!“, zischte sie, gleichzeitig meinen Adjutanten mit dem Blick einer fluchenden Zechinerin verwünschend.

„Aber, aber“, versuchte der Herr Wentzig die Parteien zu beschwichtigen, denn mein Adjutant war der Dame bedrohlich nähergetreten, „der Verdacht lässt sich doch schnell entkräften!“

„Ja“, warf nun der Bäcker ein, „lassen wir doch den Stutzel davon schlecken und sehen, ob es ihm schadet oder nicht!“

„Wie?“, rief Kosemaul wütend, „den juten Stutzel verjiften, nur wejen Madamm? Kommt nich in Frahre! Nee, nee, Madamm soll selbst ihren Aquawiet trinken.“ Herr Schneegaß, ebenso um seinen Vierbeiner besorgt, nickte zustimmend.

Kosemaul ergriff zielsicher ein Likörglas und schenkte der erregten Frau mit ruhiger Hand einen „Doppelten“ ein. Dann kredenzte er ihr mit einem schelmischen Lächeln das Glas mit der farblosen Flüssigkeit. Man kann kaum mit Worten beschreiben, welche Stille in diesem Moment in dem nur noch spärlich mit Kerzen erleuchteten großen Kaminzimmer herrschte. Alle Augen waren jetzt auf Madame Schwanenvogel gerichtet.

„Ich denke nicht daran!“, fauchte die Schöne, zeigte Kosemaul die Schulter und wedelte sich mit ihrem Fächer gleich dem Flügelschlag eines Spatzen Luft zu.

„Madame“, sagte nun bestimmend Herr Wentzig, „nur ein Schluck und ihr seit allen Anschuldigungen enthoben! Bedenkt, es geht um den Tod eines hochwohlblöblichen Beamten Seiner Durchlaucht!“

„Ich trinke keinen Branntwein!“, erwiderte sie darauf brüskiert. „Ich bin eine angesehene Dame der höheren Gesellschaft und keine Säuferin, wie dieser preußische Offizier hier!“ Und sah dabei verächtlich auf meinen guten Kosemaul.

In diesem Augenblick ging der Herr Gerichtsvorsteher zu Kosemaul und verlangte die Flasche. Dann roch er daran. „Riecht wie Aquavit!“, stellte er fest. „Säuft ein Hund so was überhaupt?“

Als ob Stutzel die Frage verstand, begann er zu knurren.

„Wenn ick noch ma was sahren darf“, begann Kosemaul erneut, „ick hawe die Flasche bei Madamm ooch schon jesehn. Ja, ick sollte ooch was davon trinken. Erinert sich Madamm nich daran? In Eurem Schlafzimmer! In der kleenen Handtasche da? Na?“

„Ungeheuerlich, was sich dieser Kerl herausnimmt!“

„Jlücklicherweise schluch ich ihr Anjebot aus, da ick dem Franzosenzeuch nich üwer den Wech traue. Übrijens hat se mir `nen Korb jegeben, als sie hörte, das ick preußischer Offizier bin und hier mit Herrn von Krosich weile! Interessant, wa?“ Kosemaul zwinkerte seiner untreuen Liaison hämisch zu.

Herr Wentzig sah finster auf Madame Schwanenvogel, die ihrerseits versuchte, die böse Verleumdete zu spielen. Aber offensichtlich traute der Herr Gerichtsvorsteher dem Wort eines preußischen Offiziers und dem eines angesehenen Wirtes mehr als dem der vermögenden Witwe.

„Was sagen Sie dazu?“, fragte Wentzig die mittlerweile stark Verdächtige.

Diese verzog abschätzig das Gesicht und antwortete: „Das ist nichts weiter als eine billige Retourkutsche des Herrn von Kosemaul, dem ich im Übrigen einen Korb gab.“

Kosemaul baute sich bedrohlich vor der Schönen auf. Stutzel tat es ihm gleich.

„Wenn ihr n'Kerl wärt, würde ick euch jetz verkloppen“, brummte er verdrießlich, verstummte jedoch abrupt, so als wüsste er um die Lächerlichkeit seiner Drohung. Wer nun jedoch glaubt, mein Adjutant sei ein tumber Thor, hätte sich in diesem Augenblick eines Besseren belehren lassen können.

„Herr Wirt“, fuhr er nun deutlich beruhigter fort, „Euer Stutzel ist mir in den letzten Tahren sehr ans Herz gewachsen, ihn zu opfern würde ick nich üwers Herz bringen. Awer dieser Schwan hier, der mir irjendwie mehr zu Madamm zu passen scheint, der könnte doch ma nen paar Tropf'n von dem guten Zeuch verkraften, oder?!“

Alle sahen nun zu dem Schwan, der ruhig in seiner Pastete saß. Stutzel hatte sich inzwischen hinter Kosemaul in Sicherheit gebracht. Er traute der ganzen Sache hier wohl nicht.

„Ja, so sei es!“, sagte Herr Wentzig, „wollen sehen, ob der Aquavitaee ein Lebens- oder ein Todeswasser ist!“

Er gab dem Wirt ein Zeichen, alles Notwendige dafür vorzubereiten, was nichts anderes bedeutete, als dass Herr Schneegaß seiner teuren Pastete mit einem Messerchen den Bindfaden am Schnabel durchschnitt.

Kosemaul zerbröselte währenddessen ein handgroßes Stück Pastetenrand, darauf achtend, dass sich der Schwan nicht befreien konnte und beträufelte es mit *Aquavitaee*. Dann hielt er dem schon erwartungsvoll dreinschauenden Vogel die mit Brantwein verfeinerten und zu kleinen Kügelchen geformten „Pastetchen“ hin.



Das Tier fraß den Teig ohne zu zögern, ja es schluckte die Brosamen begierig in ganzen Stücken hinunter und schon nach einer knappen Weile, in der man eine Stecknadel zu Boden hätte fallen hören können, war das köstliche Mahl verspeist. Nun sahen alle, Madame Schwanenvogel, Herr Wentzig, Herr Dr. Zeidler, der Gerichtsaktuar, Kosemaul, Herr Schneegaß, der Bäcker, Frau Sabina, Herr Bach nicht zu vergessen und meine Wenigkeit auf den „Schwanen-Ganter“, der seinerseits in die Runde blickte.

„Was seht ihr mich so an?“, schien er fragen zu wollen. „Sehe ich nicht hübsch aus?“ Er fing an sich zu putzen, doch irgendetwas stimmte nicht. Es begann in seinem Inneren zu brennen. Er wollte das Futter ausspeien, was ihm der freundliche große Mann gegeben hatte, doch sein geschwollener Schlund schnürte ihm die Kehle

zu. Was geschah mit ihm? Das Brennen erfasste seinen ganzen Körper, vom Schnabel bis zu den Füßen. Sie, die Menschen, wollten ihn doch nicht etwa bei lebendigem Leib braten, ihn, den schönsten Vogel weit und breit?

Plötzlich reckte der Schwan, der gestern noch lebensfroh und stolz im Wassergraben des Schlosses Neideck geschwommen war, seinen grazilen Hals in die Höhe, riss den Schnabel weit auf und verendete vor aller Augen in einem kurzen Augenblick. Entsetzt sahen die Zuschauer auf das tote Tier, dessen lebloser Kopf nach vorn sackte. Kosemaul hob ihn samt Pastete hoch und zeigte ihn im Kreis herum. Stutzel kläffte, die anwesenden Herren und Damen wurden bleich.

„Exitus!“, stellte mein Adjutant im Ton eines Arztes fest und hielt der schönen Verdächtigen die Leiche des Schwanes mit dem schlaff herabhängenden Schnabel entgegen.

„Das Tier ist an den viel zu großen Stücken des Herrn Kosemaul erstickt!“, ließ sich Madame Schwanenvogel vernehmen, der sich eine deutliche Blässe bemächtigte. „Das ist doch offensichtlich.“

„Herr Schneegaß“, sagte Wentzig nun, „schickt zur Wache. Der Herr Leutnant sowie vier Soldaten sollen auf schnellstem Wege hierher kommen. Sie möchten Madame Schwanenvogel in gefängliche Haft nehmen und in den Längwitzer Torturm bringen.“

„Das ist nicht Euer Ernst, Wentzig!“, protestierte Madame Schwanenvogel und strapazierte erneut ihren Fächer.

„Oh doch, Madame. Ihr seid verhaftet!“

Nach einer halben Stunde war der herbeigerufene Offizier samt Mannschaft zugegen und führte Madame Schwanenvogel in ihr neues Etablissement.

Herr Gerichtsvorsteher Wentzig erteilte einige Anweisungen und bat Herrn Dr. Zeidler, die Leiche des Herrn Dr. Eberhardt zu anatomieren. Dann wandte er sich an mich.

„Wie würde ein preußischer Criminalkommissarius in solch brisantem Fall weiterverfahren?“

„Ich würde eine gründliche Haussuchung im Palais der Madame Schwanenvogel mit glaubwürdigen Zeugen vornehmen lassen“, antwortete ich.

„So sei es!“, sagte Wentzig, verbeugte sich und steckte die Flasche *Aquavitae* in seine weite Tasche.



Bereits am folgenden Morgen wartete ein Stadtgerichtsdienstler im kleinen Kaminzimmer auf uns und überbrachte seitens des Herrn Gerichtsvorstehers Wentzig die Bitte, „die edlen, gestrengen und ehrbaren Herren von Krosigk und von Kosemaul

möchten doch herzlichst die große Freundlichkeit und Güte besitzen, gegen zehn Uhr des Morgens vor dem Haus der Madame Schwanenvogel behufs der Unterstützung hiesiger Gerichtsbehörden bei der vorzunehmenden, gründlichen Haussuchung zu erscheinen.“

Da Kosemaul juristisch den Status eines Zeugen innehatte, ja beinahe das Opfer einer heimtückischen Vergiftung geworden wäre, und mich der Fortgang des Falles aufs höchste interessierte, gaben wir dem Stadtgerichtsdienner bescheid, dass die beiden „Herren Offiziere Seiner Majestät des Königs in Preußen pünktlich zum angesetzten Lokaltermin erscheinen würden.“

Der Seiger des Schlossturmes schlug zehn Mal, als Kosemaul, Stutzel unterm Arm tragend, und ich über den Riedplatz in Richtung Haus „Zum Schwan“ marschierten. Aus irgendeinem Grund wollte Kosemaul unbedingt den Stutzel dabei haben. Vor dem Haus der Madame Schwanenvogel warteten bereits eine recht stattliche Anzahl von Leuten, in deren Mitte wir – etwas blass und zerzaust und nur spärlich mit einem Übertuch vor dem rauhen Aprilwetter geschützt – die schöne Verdächtige erblickten.

Man hatte ihr noch in der Nacht, nachdem das Ergebnis der Sezierung vorlag und welches eine schwere Vergiftung mit einem arsenhaltigen, aber ansonsten unbekanntem Gift diagnostizierte, Ketten angelegt. Im Längwitzer Torturm brachte die an Luxuria und daunenweiche Betten gewöhnte Frau den Rest der Nacht inmitten von Mäusen, Flöhen und Wanzen zu.

Herr Gerichtsvorsteher Wentzig begrüßte uns mit dem gebotenen Ernst, schloss dann die Tür zum Haus der Madame Schwanenvogel auf und bedeutete den anwesenden Personen mit einer leichten Handbewegung ihm zu folgen.

Nahm sich das Haus der schönen von Außen noch eher bescheiden an, glich es im Inneren einem italienischen Palazzo, der es durchaus mit dem einer Mätresse des Großherzogs der Toskana zur Ehre gereicht hätte. Bereits auf der Diele spürte man den Hauch übertriebenen Luxus, der sich besonders in den roséfarbenen Tapeten, verspielten Stuckarbeiten, marmorierten Säulchen und gewachsen Eichenholzdielen ausdrückte. Ein eichener, mit Nussbaum und Walnusswurzelholzfurnier versehener und mit feinem Schellack handpolierter gewaltiger „Dielenschrank“ vervollständigte das Bild, welches sich uns in der nun folgenden Haussuchung bieten sollte.

Madame Schwanenvogel residierte wie eine steinreiche Gräfin, deutlich über ihrem Stand oder gar ihren möglichen pekuniären Verhältnissen, was man zumindest von einer Witwe hätte erwarten müssen, selbst wenn ihr seliger Mann Stadtphysikus, Apotheker und vermögend war. Hier schöpfte man deutlich aus reichhaltigeren Quellen. Es würde zu weit führen, all die kostbaren Gegenstände im Haus der Verdächtigen aufzuzählen oder gar zu beschreiben, die vielen Möbel, Accessoires, oder die schweren, mit mittelländischen Mustern versehenen, aus Italien stammenden Leder-

tapeten des Schwanenvogelschen Esszimmers; nur auf ein Detail möchte ich näher eingehen, hat es doch etwas Kurioses und Doppeldeutiges zugleich.

Als ich mit Kosemaul das Schlafzimmer der Schönen betrat, strömte uns nicht nur ein leicht stechender Geruch von Kammerlauge<sup>2</sup> entgegen, nein, aus den noch zerwühlten Kissen und Betten entstieg jener eigentümliche, fast süßliche Duft vergangener Liebe. Kosemaul errötete wie ein Schulknabe, dem man bei kleinen Betrügereien auf die Schliche gekommen war.

„Nur kein Neid, mein lieber Kosemaul“, neckte ich ihn, „Ihr lebt immerhin noch!“ Dabei zog ich ihn am Ärmel vor ein großes Ölbild, welches im Querformat, gleichsam einem Menetekel über dem Kopfende des Bettes der schönen Arnstädterin, hing. Es zeigte einen etwas feisten Cupido, der mit verbundenen Augen seine Pfeile verschießt, um auf diese Weise das Heer der Liebesnarren zu rekrutieren, die zwischen Himmel und Erde schweben. Zwei Narren sind bereits getroffen und schon abgestürzt. Ziemlich zerschunden und mit Pfeilen im Herz liegen sie, von einer splitternackten Venus a la Rubens an die Kette gelegt, am Boden. Links vorn im Bild steht der Tod als Skeleton, eine Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Liebe und Gelüste, alles in allem eine tiefsinnige Allegorie auf die verliebten Narren.

„Ein Glück, mein braver Kosemaul, dass Ihr dem schönen Schwanenvogel nicht unter den Fittichen zu liegen kamt, denn sonst wäre es Euch so ergangen wie den beiden Toren dort“, und ich zeigte auf das Bild, „oder schlimmer noch, wie Herrn Dr. Eberhardt.“

Kosemaul, eben noch von leichter Röte gezeichnet, wurde blass. Er setzte Stutzel auf dem Fußboden ab, der davonrannte.

„Krosigk, die alte Hexe wollte mir ooch was zu Trinken anbieten“, sagte mein Adjutant scheinbar nebensächlich und sah sich um, als würde er etwas suchen.

„Hier, seht Euch dit an!“, sagte er schließlich und öffnete die gläserne Tür eines kleinen Wandschranks, aus der er ein zierliches, plattes, verkorktes Fläschchen herausholte.

Ich war im ersten Moment sprachlos, nicht, dass ich erstaunt war, wie „weit“ es mein guter Kosemaul bei Madame Schwanenvogel schon gebracht hatte, nein, ich war erstaunt, zuhöchst erstaunt über jenes Fläschchen, welches Kosemaul neuerlich ans Licht förderte. Auf der Vorderseite des tropfenförmigen, zur Hälfte vollen Fläschchens war die Figur des Heiligen Nikolaus von Bari eingeschnitten. Hinten hatte jemand ein kleines Stück Papier mit einem selbstgezeichneten Totenkopf und der Umschrift *Aqua Tofana* angeklebt.

Aqua Tofana! Mich durchfuhr es wie ein Blitz. Sofort waren alle meine Sinne geschärft. Also gab es jenes furchtbare Gift wirklich, das *Aqua Tofana*, das Manna des Heiligen Nikolaus von Bari, von dem man nur hinter vorgehaltener Hand hier und da

---

<sup>2</sup> Abgestandener Urin.

munkeln hörte und dessen einzige Existenz man im fernen Italien glaubte. Jetzt war es hier angekommen, in einer kleinen deutschen Residenzstadt!

*Folgendes war mir bekannt: Etwa um das Jahr 1659 erfuhren Beichtväter in Rom desöfteren von Frauen der höheren Gesellschaft, dass durch ein geheimnisvolles Giftwasser Menschen getötet worden seien. Als der Frevel noch größer wurde und selbst Frauen der angesehensten römischen Familien ihre Männer wegen geringer Vergehen, aus Liebesgründen oder kleinster Zwistigkeiten mit diesem Gift „vergaben“, erteilte Papst Alexander VII. dem Monsignore Balanzoni den Befehl, die Giftmischerinnen zu entdecken. Man brachte in Erfahrung, dass von zwei Männern, die zwei Schwestern geheiratet hatten, der eine plötzlich nach häufigem Erbrechen und Fieber und der andere acht Tage später gestorben waren. Die Schwestern ihrerseits standen mit einer Sizilianerin, einer Wahrsagerin namens Hieronyma Spara, in Verbindung, die in regem Kontakt zu Witwen stand. Nun schickte man ihr eine Spionin, die ihr viel Geld versprach, würde sie es zuwege bringen, ihren Mann mit Gift aus dem Weg zu räumen. Die Spara versprach der Spionin zu helfen und schickte ihr durch eine Magd kurze Zeit später das Gift. Sofort machte die Magd mit dem Giftwasser an einem Hund einen Versuch, der augenblicklich starb. Im Nebenzimmer lauerte jedoch ein Richter, der die Magd sofort festnehmen ließ. Nach einem kurzen Verhör gestand die Magd alles, verriet ihre Herrin und auch diese gestand. Die Spur führte nach Palermo zu einer Dame namens Tofania. Die Spara sowie vier Witwen wurden hingerichtet. Erstere verriet auch die Zusammensetzung des Giftes, dessen Hauptbestandteil arsenion war.*

*Zu Beginn der 1730er Jahre entdeckte man einen neuerlichen Giftbetrieb in Neapel. Um die Zollbeamten zu täuschen, wurde auf den kleinen, platten Fläschchen das Bildnis des Heiligen Nikolaus von Bari eingeschnitten. Sie verkaufte das Gift als „Manna“, als wundersames Öl aus dem Grab des Heiligen! Die Tofana, so auch der Name dieser Giftmischerin, floh überführt in ein Kloster, wurde aber später erwürgt. Einige Schreiber behaupten, die erstere Tofana sei die Mutter der Letzteren gewesen, weshalb die Namensgleichheit zustande käme. Aber keiner der Autoren, die ich zu diesem Thema eingehendst studiert hatte, zweifelte an der Existenz des Giftes.*

Wie ich das Fläschchen eingehender studierte, es vorsichtig öffnete und daran roch (sein Inhalt hatte keinen Geruch, auch keine Farbe), trat Herr Gerichtsvorsteher Wentzig an uns heran, einen Stapel Briefe und Papiere in der Hand.

„Aktien, Legate und Testamente von mindestens sechs Herren!“, sagte er mit zusammengekniffenen Augen. „Ich glaube bald, wir haben hier ein schreckliches Verbrechen vor uns.“



„Ick würde sahren“, schloss sich Kosemaul an, „Madamm Schwanenvohrel hat in ihrem Nest so manchem „Ganter“ den Kopp verdreht!“ Und zeigte auf das Fläschchen, welches ich noch immer in der Hand hielt.

Im weiteren Verlauf der Haussuchung übergab ich das „Manna des Heiligen Nikolaus von Bari“ an Herrn Doktor Zacharias Bernhard Zeidler, Anatom, Medizinallizentiat, Chemiker und Pharmazeut und teilte ihm mit, was ich von dem Gift wusste. Er untersuchte das Gift auf seine Beschaffenheit und konstatierte nach einer Woche Experimentierens, dass es sich tatsächlich um eine Lösung arseniger Säure in höchster Konzentration handelte, mit absolut letalen Folgen.

Gleiches fand er auch im Likörglas des Herrn Regierungsrates, wonach zweifelsfrei bewiesen war, dass Madame Schwanenvogel den Bayern heimtückisch vergiftet hatte. Sie hatte das Aqua tofana mit *Aquavitae* gemischt und so ein Wasser des Todes geschaffen! Welch abnorme Perfidität!

Ein Experiment mit einer verwilderten Katze erbrachte das gleiche Resultat wie der Versuch an der armen „Pastete“.

Doch die Haussuchung sollte noch Schlimmeres ans Tageslicht befördern, viel Schlimmeres, denn Stutzel, der im Haus rumstöberte und alles beschnupperte, zernte aus dem mit aufgeworfener Erde bedeckten Kellerboden zu unserer größten Verwunderung Reste einer Perücke heraus.

Bei Nachgrabungen stießen die Männer, die als Zeugen anwesend waren, auf menschliche Knöchelchen. Flugs teilten sie ihre Entdeckung dem Herrn Gerichtsvorsteher Wentzig mit, der den Totengräber holen ließ und diesem befahl, unter Aufsicht glaubwürdiger Zeugen den Keller umzugraben. Schon bald stießen diese auf ganze mumifizierte Leichen, was zur Folge hatte, daß Herr Doktor Zeidler die Leichen selbst ausgrub, um Beschädigungen zu vermeiden. Zur Hand gingen ihm nur zwei Studiosi der Medizin, die bei ihm ein Praktikum absolvierten.

Madame Schwanenvogel, die man mit dem entsetzlichen Fund konfrontierte, tat erstaunt und entsetzt. Überhaupt hielt sie es für eine einzige Farce, ihr „so etwas“ anhängen zu wollen. „Der Herr Bürgermeister, der um meine großzügigen Zuwendungen für die städtischen Stifte und das Armenhaus weiß, wird sich schon bald einschalten, meine Herren, dessen können Sie gewiss sein!“, fauchte die Schöne. Doch der hiesige Bürgermeister schaltete sich nicht ein; im Gegenteil, er verlangte umgehend ein peinliches Verhör der Inquisitin.

*Arsen war wahrscheinlich das metallische Gift, welches für Mordzwecke am häufigsten verwandt wurde. Man konnte es leicht als Rattengift, Rattenkraut, Ratzenpulver, Mäusepulver und so weiter in den Apotheken kaufen. Andere handelsübliche Arsenverbindungen waren das Doppelsalz des Kupfers mit arseniger Säure und*

*Essigsäure, allgemein als „Schweinfurter Grün“ (in den USA als „Pariser Grün“) bekannt, ferner arsensaures Blei und arsensaures Kalzium.*

*Beim Einnehmen ruft Arsen im Mund, in der Kehle und im Eingeweidetrakt einen heftigen Reiz und in den Geweben die Bildung arsenhaltiger Säuren hervor. Eine akute Arsenvergiftung wird dadurch herbeigeführt, dass man dem Opfer eine größere Dosis verabfolgt, bei Mordversuchen gewöhnlich in Gestalt von Arsenik. Auf das Brennen in Mund und Rachen folgen schwere Unterleibskrämpfe in Verbindung mit Übelkeit und Erbrechen. Die erbrochene Masse besteht zunächst aus der eingenommenen Nahrung und einem Teil des verschluckten Arsens. Später folgen Galle, Blut oder klare Flüssigkeit. Bald darauf setzt Durchfall mit kolikartigen Schmerzen ein. Die Ausscheidungen sind zunächst dem Stuhl bei gewöhnlichem Durchfall ähnlich, später jedoch mit erheblichen Mengen Schleimstücken und Blut durchsetzt. Durch Erbrechen und Durchfall ist der Flüssigkeitsverlust des Körpers sehr groß. Der Urin zeigt eine starke Konzentration, und intensiver Durst stellt sich ein. Das Opfer zeigt die typischen Merkmale eines schweren Schocks. Haut und Extremitäten sind kalt und feucht, der Puls wird schwach, die Atmung röchelnd. Auch Zuckungen können sich einstellen, bevor tiefe Bewusstlosigkeit und Tod eintreten.*

*Die ganze Reihe dieser Erscheinungen kann innerhalb weniger Stunden ablaufen, gewöhnlich stellt sich der Tod jedoch erst nach zwei bis drei Tagen ein. Falls der Magen zur Zeit der Vergiftung eine größere Menge Nahrung enthielt, kann ein großer Teil des Arsens mit der unverdauten Speise erbrochen werden, wodurch sich der Eintritt des Todes um mehrere Tage verzögert. Zu diesem Zeitpunkt können sich auch Anzeichen einer Genesung bemerkbar machen. Bei Mordabsicht wird meist nach einiger Zeit eine weitere Dosis verabfolgt.*

*Zieht sich eine Arsenvergiftung über längere Zeit hin, dann können auch die Nerven, besonders an Armen und Beinen, ernstlich in Mitleidenschaft gezogen werden. In den Extremitäten stellen sich starke Schmerzen ein, ja es kann sogar Paralyse auftreten. Schließlich wird das Opfer apathisch, und der Tod tritt infolge Erschöpfung und mangelhafter Ernährung ein.*

*Wenn der Tod längere Zeit nach der ersten Verabreichung von Arsen eintrat, wird die Obduktion eine fettige Degenerierung der Leber und Nieren als das für eine Arsenvergiftung charakteristische Merkmal ergeben. Ferner wird man meist Entzündungen und geschwürartige Veränderungen im Magen und besonders im Dünndarm antreffen. Der Dickdarm wird normalerweise nicht davon betroffen.*

*Leichen von Menschen, die an einer Arsenvergiftung gestorben sind, bleiben gut erhalten, weil das Gift die Gewebe ausgezeichnet konserviert. Der Erhaltungszustand von Leichen, die drei Jahre in der Erde lagen, stellte sich als sehr gut heraus. Morde mittels Arsen wurden noch bis in die 1960er Jahre hinein begangen. (Nach Lemoyne Snyder: Morduntersuchung. Ein Handbuch über Kapitalverbrechen und die Aufklärungsmethoden. Hamburg (um 1955), S. 280-283.)*



Herrn Doktor Zeidler und seinen Praktikanten wurden am übernächsten Abend sechs Leichen, ein Berg Knochen und etwa drei Dutzend Gläser voller Eingeweide auf den Seziertisch gelegt.

Eine erste Sezierung und Leichenuntersuchung erbrachte folgendes Ergebnis: Sechs Leichen waren in einem erstaunlichen Erhaltungszustand, ja man konnte sogar sagen, dass es sich um regelrechte „Mumien“ handelte. Aufgrund dieser Tatsache ging der Anatom von einer Vergiftung mit Arsenik aus. Hundertprozentig sicher war er sich nicht, aber die Indizien sprachen eindeutig gegen Madame Schwanenvogel und für eine Vergiftung ihrer Liebhaber mittels *arsenion* oder im Fall des Herrn Dr. Eberhardt mit dem berüchtigten *Aqua Tofana*.

Von sechs Männern stammten auch die Aktien und anderen Wertpapiere, so dass man sich schnell zusammenreimen konnte, wer die sechs armen Opfer im Keller der Madame Schwanenvogel waren. Dabei handelte es sich um allesamt vermögende, angesehene Herren: ein Landrat, ein Bürgermeister, ein Bankier, noch ein Bankier, ein Juwelier und ein Verleger. Ihre Mörderin hatte sie samt ihren Kleidern vergraben.

Zwar gelang es nicht, jeder Leiche einen Namen zuzuordnen, aber dass es sich um die sechs genannten Herren, die der schönen Madame Schwanenvogel ihr ganzes Vermögen vermacht hatten, handelte, war als gewiss anzusehen. In den nachfolgenden Monaten recherchierte man in den Städten, aus denen die Ermordeten stammten und suchte nach Verwandten oder Freunden. Mein guter Kosemaul hatte also Recht behalten, wenn er sagte: „Madamm Schwanenvohrel hat in ihrem Nest so manchem „Ganter“ den Kopp verdreht!“

Der Berg mit Knochen bereitete dem Anatomisten größere Schwierigkeiten, denn erstens fehlte der Kopf und zweitens war sie - am Beckenknochen erkannte der erfahrene Chirurgus eine Frau – zerhackt worden, was er deutlich an den vielen Hieb- und Schnittspuren erkannte. Noch während er die Knochen untersuchte, verbreitete sich in Arnstadt die schreckliche Nachricht von der giftmordenden Bestie, die vermögende Männer in ihr Schlafgemach gelockt und sie nach unzüchtigen Handlungen scheuderlich ermordet hatte. Ja, des Volkes Stimme sprach ihr noch unzählige weitere Morde und Übeltaten zu. Schließlich behauptete ein Gerücht, der Berg mit Knochen (einer der Studiosi hatte zu viel im Wirtshaus geplaudert) stamme von der eigentlichen Madame Schwanenvogel – die Mörderin, die sich für jene ausgab, soll nämlich nur in deren Dienst gestanden haben. Überhaupt, so der Volksmund, war die Giftmischerin eine Auswärtige ...

Madame Schwanenvogel ging bei ihren Morden immer nach dem gleichen Schema vor. Entweder sie vergiftete die Männer bereits in ihrem Haus oder aber sie gab den Herren das Gift während eines Bankettes bei. Den Herren, die dann ziemlich

schnell von Übelkeit und Erbrechen heimgesucht wurden, bot sie mitleidvoll Hilfe in ihrem Haus an, die die armen Teufel auch annahmen. Dort wurde ihnen dann mittels Kräutertees oder ähnlichem die letzte, absolut todbringende Dosis verabreicht. Während des Dahinsiechens ihrer Opfer verstand es die giftige Witwe mit größter Gerissenheit, den leidenden Männern noch ihr gesamtes Vermögen abzuluchsen. Dumm für die mörderische Madame, dass Herr Regierungsrat Dr. Eberhardt schon während des Bankettes starb und sie so aufkam.



*Aus dem Tagebuch des Scharfrichters Johann Nikolaus Kritzler  
Arnstadt, Anno 1732*

Am frühen Morgen; ich habe schlecht geschlafen. Mein Weib schlief umso besser. Ich soll ihr ein Stück vom Finger der Madame mitbringen, sie will es ins Bier hängen. So soll es ein besserer Sud werden.

Es ist ein Freitag im Mai, früher Vormittag, es scheint die Sonne, die Stadt ist voller Menschen. Überall Drängerei, an allen Ecken Bratwurstroste, Narreteien, Geschrei, Gezeter, Betrunkene. Einige Damen und vornehmlich Damen der höheren Stände, stehen mit ihren Kutschen am Markplatz, ja sie umschließen und begrenzen ihn förmlich wie eine mittelalterliche Wagenburg. Das geschäftige Treiben der Krämer, Fleischer, Bäcker, Gastwirte kennt keinen Unterlass, überall wird gehandelt, gefeilscht –

gefeilscht um Plätze – Sitzplätze – Stehplätze.

Einige Gewissenlose haben sogar ihre Dächer abgedeckt und verkaufen die Dachsparren als Logen für besonders interessierte und zahlungskräftige Schaulustige.

Schon seit Tagen strömen ununterbrochen Menschen durch die Tore der Stadt, denn eine Mörderin, ja, sogar eine überaus gefährliche, berüchtigte und dabei äußerst schöne Giftmörderin soll hingerichtet werden – eine Giftmörderin in dem stillen, friedlichen *Arnscht*, wie es seine Bewohner liebevoll nennen.

Sie alle – Bürger, Einwohner, Gäste, Schaulustige, Jung und Alt, Reich und Arm – freuen sich auf dieses Spektakel, sind begierig auf das Blut, welches fließen wird, denn die giftige Schöne, eine überaus Schöne und bekannte Schöne, soll mit dem Schwert gerichtet werden!

Nur einer, einer freut sich nicht: Ich, der Bürger Johann Nikolaus Kritzler, denn ich bin der Scharfrichter der Stadt Arnstadt.

Gemeine Mörder, Raubmörder zu rädern, sie in Stücke zu schneiden, sie zu vierteln, ihnen die Eingeweide herausreißen, das, das setzt mir nicht mehr zu, seit ich

das Amt von meinem Vater übernommen habe; anders ist es da schon bei den gemeinen Kindermörderinnen, die es zu ersäufen gilt: hier zittern mir die Hände.

Frauen zu richten, fällt mir immer schwer.

Heute muss es dennoch wieder sein. Noch dazu mit dem Schwert!

Die es zu ersäufen gilt, binde ich einfach in einen Sack zusammen mit Hahn, Katze, Schlange oder sonst etwas, und versenke sie für eine Dreiviertelstunde in der Gera oder einem Faß – was zumeist meine Knechte machen;

die Diebinnen hänge ich einfach auf, schnüre ihnen den Strick um den Hals, lasse sie hochziehen, gnadenlos, einfach, doch heute, heute soll es mit dem Schwert geschehen! Gott stehe der armen Sünderin bei!

Kurz vor Mittag;

Es ist vollbracht, Madame war ruhig und gefasst, ja sie scherzte sogar mit mir. Meine Knechte brachten Leib und Kopf zum Herrn Doktor Zeidler.

Montag muss ich nur eine Schandvettel mit Ruten streichen.



Meister Hans, wie ihn das Volk auch nennt, zieht das Richtschwert aus der Scheide und begutachtet dessen Klinge. Neben ihm steht der kleine Andreas Christoph, sein Sohn.

„Papa, darf ich mit?“, fragt der Kleine unschuldig, nichts ahnend, dass er einst das schwere Amt des Vaters übernehmen wird.

„Nein!“, weist ihn dieser barsch zurück. Der Kleine verzieht die Mundwinkel, schiebt die Lippe nach unten und rennt weinend zu seiner Mutter. Meister Hans sieht zu seinen beiden Knechten, die in schwarze Mäntel gehüllt neben ihm stehen. Sie haben die Dreispitze tief ins Gesicht gezogen. Man soll, wenn möglich, ihre Gesichter nicht erkennen.

„Lasst uns gehen!“, sagt der Meister dumpf und ohne große Gesten.

Auf dem Marktplatz ist schon das in schwarze Tücher gehüllte Schafott errichtet. Mitten darauf steht der lehnenlose Richtstuhl und vor diesem der Sandhaufen zum Auffangen des Blutes der Delinquentin. Der Platz ist voller Menschen. Gerede und Rauch erfüllen ihn. Das Prozedere des peinlichen Halsgerichts zieht sich lange hin, zu lange für den Scharfrichter. Da werden Anschuldigungen verlesen, Stühle umgeworfen.

Den letzten Gang der Delinquentin begleitet der 72jährige Herr Superintendent Magister Johann Wolfgang Caroli, was gegen neun Uhr geschieht. Die Menschenmenge ist still und erstarrt, als die schöne Hinzurichtende das Schafott betritt.

Der Richter fragt die Missetäterin, ob sie noch etwas sagen möchte. „Nein“, antwortet diese kühl, hochmütig.

Im Hintergrund zieht Meister Kritzler das Richtschwert, fährt mehrfach mit der Linken über die Klinge. Seine Finger spüren die Schärfe. Die gefettete Klinge glänzt in der Sonne und sie trägt einen eingravierten Spruch:

Durch Gerechtigkeit muss das Land bestehen, durch Unrecht wird es ganz vergehen. Hüte dich, tu kein Böses nicht, wenn du willst fliehen dies Gericht.

Er steckt es in die Scheide zurück.

Die Giftmischerin, eine Dame der obersten Gesellschaft, eine „Madame“ des höheren Standes, wird von den beiden Scharfrichterknechten auf den Stuhl gesetzt und gebunden. Das geschieht ohne Widerworte, ohne Gekreis.

Viele Todeskandidaten machen es dem Scharfrichter und seinen Knechten schwer: sie schlagen wild um sich, beißen, spucken und sie verfluchen ihn.

Doch Madame Schwanenvogel, so heißt die Schöne, macht es den Henkern leicht. Widerstandslos setzt sie sich zum letzten Mal, setzt sie sich, die samtene Tafelstühle gewöhnt ist, auf diesen hölzernen Schemel, den Richtstuhl.

Magister Caroli steht neben ihr. Sie bittet ihn höflich zu gehen. Gott wird sich schon ihrer annehmen – oder auch nicht, sagt sie. Er hatte die Missetäterin stets als fromme, freigebige Frau, denn als feige Mörderin gekannt. Wenigstens jetzt sollte sie ihre Sünden bekennen, ihres Seelenheils wegen. Doch sie verzichtet auf jeglichen Beistand, selbst auf die Absolution. Der alte Geistliche verlässt gebeugten Hauptes das Schafott.

Madame Schwanenvogel sieht über die Köpfe der Menschenmenge. In ihrem Blick liegt etwas Verächtliches.

„Scharfrichter, waltet Eures Amtes!“, ertönt es von Seiten des Gerichts.

Meister Kritzler zieht langsam das Richtschwert aus der Scheide.

Madame Schwanenvogel, ihrem Namen alle Ehre machend, streckt den wunderschönen Hals lang empor.

„Nun zaudert nicht zu lange, Meister Kritzler, macht ihn kurz!“, sagt sie und lächelt. Die beiden kennen sich, flüchtig, denn er wohnt in ihrer Nähe. Die Meierei des Scharfrichters befindet sich vor dem Riedtor.

Die weißen, verführerischen Schultern der schönen Frau verunsichern Meister Hans. Ihre Perücke könnte sich verschieben.

„Verzeiht mir!“, sagt er, holt weit aus, als gelte es, einem Pferd den Kopf abzuschlagen und schlägt zu.

Das blanke, scharf geschliffene Richtschwert durchtrennt den Hals der schönen Madame mit einem Schlag. Der Kopf fällt nach unten und wird augenblicklich von einem der Scharfrichterknechte aufgefangen. Doktor Zeidler stellt anhand der gebrochenen Augen den Tod fest. Nun wird er in einen Sack gesteckt. Der Körper bleibt gebunden auf dem Schemel zurück, wenngleich er sich etwas zur Seite beugt. Aus

dem kopflosen Rumpf schießt ein Blutschwall, der aber in dem Haufen aus Sand aufgefangen wird.

Meister Kritzler, blutverschmiert, trocknet das Richtschwert ab und steckt es in die Scheide zurück. Es hat schon soviel Blut gesoffen, dem Henker graust vor ihm.

Magister Caroli, vor dem Schafott stehend, stimmt ein Lied an: „O Haupt voll Blut und Wunden ...“

## V

Neben all den Kutschen, die den Rand des Marktplatzes säumten, fiel eine besonders hervor: eine schwarze, vierspännige, mit einem merkwürdigen Wappen an den Türen. Der Kutscher, ein finsterer Bursche, saß unbeweglich auf dem Kutschbock und hielt mit kräftigen Zügen die Pferde still. Beinahe hätte man meinen können, es sei der Leichenwagen für die Hinzurichtende.

Als die Scharfrichterknechte Madame Schwanenvogel an den Richtstuhl banden, öffnete sich die Kutsche und ein junger, schwarzhaariger und teure Gewänder gehüllter Mann stieg heraus. Seine Züge waren kalt und gefühllos. Mit einem Bein blieb er auf dem Treppchen der Kutsche, mit dem anderen auf dem Pflaster des Marktplatzes stehen. Er trug einen Dreispitz sowie einen breiten Stoßdeggen in einer aufwendig gearbeiteten Scheide aus Silber.

Gespannt und mit einem Anflug von Zorn sah er zum Schafott. Plötzlich kam Bewegung in die Menschenmenge. Die, die ziemlich weit vorn standen, aber in die vorderste Reihe wollten, schoben und drängelten, so dass die Stadtwachen gezwungen waren, sie ruppig mit quergelegten Spießen zurückzudrängen. Dabei näherte sich ein Haufen von Menschen der welschen Kutsche, darunter auch ein Bettler, der dem vornehmen Herrn bedrohlich nahe kam.

Als der Bettler in ihm einen reichen Mann erkannte, verbeugte er sich und sprach ihn an.

„Wollen der gnädige Herr so gütig sein, einem armen Bettler ein kleines Kupfermünzlein zu geben?“

Der vornehme Herr sah verächtlich auf den Bettler hinab.

„Kerl, was fällt ihm ein?“

„Ach, dass ist Eure einzige Antwort, gnädiger Herr?“, zischte der Bettler böse zurück, und den Herren nachäffend „Kerl, was fällt ihm ein? Zum Glück trifft es hier mal eine von Euresgleichen. Fast scheint mir, wenn ich Euch so betrachte, seid Ihr, Herr, beinahe traurig, dass es der reichen Gifthure an den Kragen geht. Was?“

Der junge Herr beugte sich zu dem Bettler hinunter.

„Wie hast du sie genannt?“

„Eine reiche Gifthure. Ich habe aber noch mehr auf Lager. Man sagt sogar, sie soll eine ausgemachte ...“

Der Bettler griff sich an die Kehle und stürzte zurück in die Menschenmenge. Erschrocken wichen ihm einige Bürgerinnen und Bürger aus. Seine Augen traten weit hervor. Er versuchte nach Luft zu schnappen, aber vergebens. Der reiche Herr hatte ihm den Kehlkopf eingedrückt. Er erstickte vor zahlreichen Zuschauern und blieb tot liegen. Erst als sich die Menge auflöste, nachdem der Kopf der schönen Giftmischerin gefallen war, fanden ihn einige Stadtknechte auf dem Pflaster liegen. Man trug ihn ins Leichenhaus, wo er nach zwei Tagen auf dem Gottesacker begraben wurde. Nach ihm krächte kein Hahn.



Nachdem Herr Doktor Zeidler an den Augen des abgeschlagenen Kopfes den Tod festgestellt hatte, reichte er ihm dem Scharfrichterknecht zurück. „Aber vorsichtig damit!“, raunte er ihm noch zu, bevor dieser den Sack verschnürte.

„Ihr habt dort eine wertvolle Fracht!“

Nachdem die Gemeinde und alle Schaulustigen das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ zu Ende gesungen hatten, löste sich die Menschenmenge wieder auf. Einige strömten in die Wirtshäuser, andere machten sich auf den Heimweg. Unter ihnen waren auch zwei preußische Offiziere zu Fuß, die das Gast- und Logierhaus „Zur güldenen Henne“ ansteuerten.

„Nun, mein braver Kosemaul, wie fühlt ihr Euch?“, fragte der eine den anderen, der sein Adjutant zu sein schien.

„Na, Krosich, wenn ick ma ehrlich sein soll, bin ick ooch etwas traurich, denn Madamm war doch ne ausjemachte Schönheit, wennjleich ne jiftije. Awer vielleicht isses für de Männerwelt besser, wenn se wech iss.“

„Verschwendet keinen Gedanken mehr an Madame Schwanenvogel, mein guter Kosemaul, sie war eine gemeine Mörderin. Das Richtschwert traf den richtigen Hals, glaubt mir.“

„Ja, Krosich, ick sehe dit jenausou. Awer, ob die jute Frau Wirtin uns nen schönes Arnschter Weizen kalt jestellt hat?“

„Davon gehe ich aus. Übrigens, morgen reiten wir weiter. Ich habe einen Brief meines alten Freundes Oberst Hacke erhalten, er erwartet uns auf der Festung Seestadt.“

„Oberst Hacke, der lange Kerl aus Staßfurt?“

„Der Selbe!“

„Ick kenne den Herrn Oberst janz jut, wir ham oft in Machdeborch gezecht!“ Der schwerfällige, große Mann mit den gefährlichen Hauern lachte ausgelassen.



Kaum hatten sie die „Henne“, wie sie das Gasthaus kurz nannten, erreicht, steuerten sie sofort auf den Bierausschanktisch zu und bestellten bei dem adretten Schankmädchen zwei große Humpen Arnschter Weizen.

Vergnügt und fröhlich prosteten sich die Herren Offiziere zu.

Sie hatten auch allen Grund vergnügt zu sein, denn sie waren maßgeblich an der Überführung der gefährlichen Mörderin beteiligt gewesen.



Das anatomische Theater des Doktor Zacharias Bernhard Zeidler befand sich in einem großen, zweistöckigen Haus direkt hinter dem Neutorturm, wobei die eigentliche Sezierstube in einem Anbau im Hofe des Hauses untergebracht war. Doktor Zeidler hatte seinerzeit seine Studien unter den Fittichen des berühmten Arztes und Anatomikers Professor Johannes Bohn im „Theatrum anatomicum“ der Leipziger Universität absolviert. Jener Professor Bohn wurde nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, dass die Leichenöffnung der Wahrheitsfindung in der Rechtspflege diene.

Der Anatomiker, der schon die Leichen der Ermordeten untersucht hatte, war an diesem Tag schon in aufgeregter Stimmung, denn erstens musste er den Tod der Madame Schwanenvogel prüfen und bestätigen, die gegen die neunte Stunde auf dem Marktplatz enthauptet worden war und dann hatte er auch noch die Erlaubnis Seiner Durchlaucht, die giftige Madame zu sezieren und zu konservieren.

Seit zwei Wochen lag er Nacht für Nacht grübelnd in seinem Bett und ging dabei die Sezierung der schönen Giftmörderin Punkt für Punkt durch. Immer wieder stellte er sich die gleichen Fragen. Sollte er nur das Gehirn entnehmen und es in Alkohol legen, um es haltbar zu machen? Oder sollte er den gesamten Kopf in einlegen? Oder sollte er versuchen, die ganze verfluchte Mörderin in die alkoholische Flüssigkeit zu legen? Ein besonderes Gefäß hatte er sich dazu schon ausgedacht. Für einen Gehlberger Glasbläser kein Problem. Fest stand, Seine Durchlaucht hatte ihm den gesamten Corpus für seine Forschungen zur Verfügung gestellt.

Schade wäre es, nur den Kopf aufzubewahren. Man müsste der Delinquentin auch die inneren Organe entnehmen. Wer weiß, welches Geheimnis diese noch bargen. Und dann war da noch der Unterleib des teuflischen Weibes. Überhaupt. Hier ruhte offensichtlich das Böse pur! Hier hatte des Weibes Bosheit höchstwahrscheinlich seinen Ursprung, wie denn überhaupt alles Schlechte von des Weibes hypererotischen Neigungen und sexuellen Abartigkeiten ausging. Das hatte er mehr als einmal gelesen und auch erfahren!

Doktor Zeidler, der unterhalb des Schafottes auf den Scharfrichterknecht gewartet hatte, übergab diesem ein Schriftstück, in welchem er den Empfang des Rumpfes

und des Kopfes dem Fürstlich-schwarzburgischen Amt bestätigte. Dann drückte er dem Schinder noch einen Beutel mitbarer Münze in die Hand, das Fuhrgeld für die Leiche.

Ohne seine kostbare Fracht aus den Augen zu lassen, ging Herr Doktor Zeidler das kurze Stück vom Marktplatz bis zu seinem Haus stetig neben dem Karren, auf dem die Leiche der Madame Schwanenvogel lag. Kaum zu Hause angekommen, ließ er seine Studiosi rufen, die die beiden Säcke in die Sezierstube trugen. Dort wartete bereits Frau Zeidler, die einen großen eisernen Kessel voller Wasser zum Kochen gebracht hatte.

Das „Theatrum anatomicum“ mit der sogenannten „Sezierstube“, ein steinerner Anbau mit einem gekuppeltem Dach, welches teilweise von Glasfenstern durchbrochen war, diente Herrn Doktor Zeidler schon seit vielen Jahren als Laboratorium. Madame Schwanenvogel war nicht die erste Delinquentin, deren Körper ihm Seine Durchlaucht für anatomische Studien überlassen hatte. Manchmal lagen bis zu sechs tote Körper im Leichenkeller des Doktors, wie erst jüngst vor wenigen Wochen, als man die mumifizierten Leichen im Haus der Madame Schwanenvogel ausgrub.

An den Wänden des anatomischen Theaters hingen oder standen Regale mit allerlei Gläsern merkwürdigster Präparate, wie Gehirne, Schlangen, Eidechsen, diverse Innereien, männliche Geschlechtsteile, deformierte Föten, ein sogenannter „Fischmensch“, Froschkinder, ein doppelköpfiger Säugling, mumifizierte Hände und Füße, das Skelett eines Zwerges und vieles mehr. In einem mit Glastüren verschließbaren Bücherschrank prangte das siebenbändige Werk „De Humani corporis fabrica“ des Andreas Vesalius aus dem Jahre 1543. Daneben stand das vollständige menschliche Skelett eines anderen Anatomen, eines Studienfreundes Zeidlers, der sich vor seinem Tod auserbeten hatte, durch ihn abgekocht, skelettiert und in seine Sammlung überführt zu werden.

In der Mitte der Sezierstube jedoch thronte das Hauptstück des Raumes, ein ovaler, hölzerner Seziertisch mit einer Messingplatte beschlagen und vier, an den Füßen separat geschnitzten Totenköpfen geziert. Dort wo der Kopf liegen sollte, stand überdem eine hölzerne Schüssel, die der Aufnahme der Eingeweide und kleiner „Schnipsel“ diente sowie darin einige chirurgische Instrumente, wie ein kleines Beil, eine Säge und zwei „Schaber“. An einem Kleiderständer gleich links neben dem Eingang hingen drei lederne Schürzen.

Die groben Leinensäcke waren blutgetränkt. Als einer der Studenten den Sack mit dem Kopf der Delinquentin unsanft auf den Seziertisch sausen ließ, fuhr ihn der Anatomiker hart an.

„Kerl, was fällt ihm ein? Geht man so mit einem zuhöchst kostbaren Präparat um?“ Erschrocken öffnete der so Maßgenommene den Sack und holte vorsichtig den Kopf der Madame Schwanenvogel heraus. Sein Kommilitone feixte sich eins und machte sich über ihn lustig. „Na, und erst mit einem so schönen Präparat!“

„Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, meine Herren“, sagte nun mit größter Ernsthaftigkeit der Doktor, legte sich eine lederne Schürze an und wetzte das blanke Seziermesser, welches immer in der Brusttasche der Schürze steckte.

„Legt den Rumpf erst einmal beiseite. Wir kümmern uns zuerst um den Kopf der Frau.“

Deutlich vorsichtiger nahmen nun die beiden Jungakademiker den Rumpf, der noch immer in einem Leinensack verschnürt war und legten ihn in ein leeres Regal an der Wand.

Nun banden sich auch die beiden Studiosi ihre ledernen Schürzen um.

„Ich habe mich entschieden, zuerst das Gehirn zu entnehmen, es zu wiegen und es dann in Alkohol zu konservieren. Den Kopf vermessen und wiegen wir ebenso, aber anschließend. Ich verzichte darauf ihn einzulegen, stattdessen kochen wir ihn ab. Ich möchte den Schädel zwecks anthropologischer Untersuchungen und wahrscheinlicher Anomalien in meine Sammlung aufnehmen.“ Dabei sah er lächelnd zu seiner Frau, die sich anschickte zu gehen.

„Ja, geh nur mein Herz, das wird nicht sehr erfreulich. Du kanntest ja Madame.“

Frau Zeidler preßte mitleidvoll die Lippen zusammen, so als wäre Madame Schwanenvogel ermordet und nicht justifiziert worden. Ihre Augen sahen noch einmal zu dem Kopf der reichen Frau, bevor sie schnellen Schrittes die Sezierstube verließ.

Herr Doktor Zeidler ließ sich den Kopf reichen.

„Sehen Sie, meine Herren, so eine schöne Larve und so voller Bosheit. Merken Sie sich das, wenn Sie mit dem anderen Geschlecht Umgang zu treiben pflegen. Man kann sich da ganz schnell was Böses wegholen!“

„Ja“, erwiderte der eine der beiden Studenten, „und jucken tut es auch.“ Alle drei lachten.

„Genug des Schabernacks. Ich werde jetzt den Kopf aufsägen. Reich er mir die Säge“, sagte nun der Professor und streckte seine Hand aus.



„Das glaube ich nicht“, sagte plötzlich eine tonlose Stimme im Hintergrund.

Erschrocken drehten sich die drei Anatomisten um. In der Eingangstür zur Sezierstube standen zwei Männer, ein jüngerer und ein älterer, deutlich größerer. Sie trugen feinste Stoffe, weite Mäntel und waren mit Stoßdegen und Pistolen bewaffnet

„Ich möchte Ihnen den Leichnam samt Kopf abkaufen. Sagen wir 100 Gulden?“, sagte der jüngere Mann mit welschem Dialekt.

„Mein Herr“, antwortete Doktor Zeidler, „mir liegt nichts am Geld. Lediglich die Forschung interessiert mich und dieses Präparat.“ Damit streckte er ihm den Kopf

wie ein katholischer Priester eine Monstranz seiner Gemeinde entgegen. Angesichts dieser ungeheuren Summe sahen sich die Studiosi vielsagend an.

„Hm“, begann der welsche Fremdling erneut, auf dessen Mantel ein Wappen mit einem roten Basilisken gestickt war. „Ihr versteht nicht. Na gut, sagen wir 200 Gulden.“ Und wie er dies sagte, griff er in seine Manteltasche, bereit einen Lederbeutel mit dieser horrenden Summe hervorzuziehen.

„Herr, und wenn Ihr Tausend Gulden bieten würdet, ich würde Euch die ...“ Doktor Zeidler schüttelte sein Haupt.

„Gut! Tausend Gulden!“ Der Fremde ließ nicht locker.

„Nein, aber wer seit Ihr überhaupt?“, fragte der Doktor nun schon sichtlich erzürnt.

„Ich bin ein guter Freund Eures „Präparates“ und ich werde ihr „einlegen und aufsägen“ nicht dulden.“

„Welch eine Impertinenz!“, schimpfte der Doktor nun. „Christoph Friedrich, schmeiß er die beiden Herren hinaus!“ Der mit Christoph Friedrich angesprochene Studiosi rieb sich seine, vom Kopf der Malefikantin her, mit Blut verschmierten Hände an der Schürze ab und machte Anstalten, dem fremden Mann entgegenzutreten.

„Du Wicht, wagst es mir entgegenzutreten?“ Mit diesen Worten zog der Fremde eine Pistole, legte an und schoß Christop Friedrich mitten in die Stirn. Die Bleikugel riss ein gewaltiges Loch in den Kopf des Studenten, das Gehirn spritzte durch die Sezierstube.

„Mordio, Mordio!“, schrie nun der Professor, den Kopf der Madame Schwanenvogel schützend vor sich haltend.

„Pass auf, Jettatore, dass du ihn nicht verletzt.“

„Ja, wag es nicht, mich anzurühren!“, drohte der Professor.

„Nein, ich meine nicht Euch“, antwortete mit einem zynischen Lächeln auf den Lippen der junge Herr, „ich meine den Kopf!“

Der Doktor und sein Student versuchten aus der Sezierstube zu fliehen, aber der große, schwarzbärtige Mann stellte sich ihnen in den Weg. Dem Studiosi verdrehte er mit übermenschlicher Wucht den Kopf und brach ihm so das Genick. Dann warf er den leblosen Körper wie ein leichtes Bündel Stroh in die Ecke.

Der Doktor, der den Kopf zu Boden fallen lassen hatte, was den Zorn des Marche se nach sich zog, hatte sich mit dem Seziermesser bewaffnet und stach wie ein von einer Tarantel gestochener wild um sich. Doch die Reichweite seiner Angriffe war zu kurz. Jettatore zog aus seinem breiten Gürtel eine langstielige Axt, mit der er sonst die Wagen zu reparieren pflegte und ließ sie mit aller Kraft und Schnelligkeit auf den Kopf des Doktors niedersausen. Mit diesem gewaltigen Hieb spaltete er dem Anatomiker den Schädel samt Brustkorb. Als er niedersank, schlug sein Herz noch.

Nun lag die Sezierstube voller Leichen und statt auf dem Seziertisch lief das Blut auf dem Boden in Strömen.

„Jettatore, mein Freund, trag den Sack in die Kutsche.“ Der Bärtige nickte gehorsam, steckte die blutige Axt unter seinen Mantel, nahm den Leinensack aus dem Regal und marschierte geschwind nach draußen. Der Marchese hob mit zittrigen Händen den Kopf der schönen Madame Schwanenvogel in die Höhe und sah ihn mit einer Träne im Auge an. Sie hatte noch nichts von ihrer Schönheit verloren, auch wenn die lieblichen Blausterne nicht mehr so blau funkelten und sich ihrer stattdessen ein schwaches Graublau angenommen hatte.

„So haben sie Dich also gemordet, Bella. Doch ich schwöre Dir Rache!“, sagte hasserfüllt der Marchese und presste seine Lippen an die Ihrigen. „Ciao, meine Schöne.“

Dann küsste er ihr nochmals die Stirn, steckte den Kopf zurück in den Sack und folgte seinem Kutscher.

Durch den Schuss und die Hilferufe aufgeschreckt, kamen Frau Zeidler und die Dienstmädchen in Richtung Sezierstube gelaufen. Im Flur begegnete sie dem Marchese, der ihr freundlich zulächelte.

„Ich glaube, ihr Mann hat ein Malheur gehabt“, sagte er und schlug die Tür hinter sich zu. Als er die Kutsche bestieg, hatte Frau Zeidler ihren Mann und die beiden getöteten Studiosi gefunden. Ein Schrei des Entsetzens und der höchsten Wehklage durchfuhr das Zedlersche Haus. Auch die dazu gelaufenen Dienstmädchen schrieten ob des Anblicks der blutig Dahingemetzelten hysterisch. Der Marchese spie verächtlich durch das Fenster seiner Kutschentür hinaus auf die Straße.

„Das ist erst der Anfang, Herr von Krosigk“, dachte er und knirschte mit den Zähnen.



Da das Neutortor an diesem Tag offen stand, und die Kutsche direkt vor dem Haus des Doktors gehalten hatte, gelang dem Marchese ohne größere Probleme die Flucht. Etwa eine Meile von Arnstadt in Richtung Norden, ganz in der Nähe eines kleinen Dorfes, ließ der Marchese die Kutsche halten. In einem dichten Buchenwald ließ er seinen schweigsamen Diener und Kutscher Jettatore ein Grab schaufeln, in welches er seine Geliebte bettete.

Doch vorher sollte er noch eine schmerzliche Entdeckung machen. Als er zum letzten Mal den schönen weißen Leib seiner Geliebten überstrich, fühlte er unter der leicht gewölbten Bauchdecke etwas Hartes. Abrupt wandte er sich ab.

„Jettatore“, sagte er beinahe flehend und zeigte auf den toten Körper. Dieser verstand, und wie sich der Marchese von diesem traurigen, blutigen Schauspiel abgewandt hatte, öffnete der Kutscher mit einem spitzen Federmesser den Leib der Gebieterin. Jettatore konnte nicht sprechen, nur bruchstückhafte Laute von sich ge-

ben, aber was er da in den Händen hielt, war ein ungeborenes Kind von vielleicht vier Monaten!

Als der Marchese den letzten Spaten mit Erde ins Grab seiner Geliebten geworfen hatte, kniete er nieder, küsste den Boden und schwor Rache, blutige Rache.

„Und wenn Himmel und Erde vergehen sollten, ich werde mich an dir rächen, Friedrich von Krosigk! Ich werde dich verfolgen und ich werde dir das liebste nehmen, was du dein Eigen nennst! Das schwöre ich bei Gott und allen Engeln und Heiligen dieser Welt!“



*Aus dem vertraulichen Bericht des Freiherrn Friedrich von Krosigk,  
Criminalkommissarius Seiner Majestät des Königs in Preußen,  
an Seine Exzellenz den Herrn Ministre de justice, Freiherrn von Cocceji  
Arnstadt, Gast- & Logierhaus „Zur güldenene Henne“, 13. Junio 1732*

Nachdem wir, mein Adjutant Freiherr von Kosemaul und ich, glücklich aus Konstantinopel nach Deutschland heimgekehrt waren, machten wir eine kurze Zwischenstation in der Fürstlich-schwarzburgischen Residenzstadt Arnstadt. Hier wurden wir in eine Reihe aufsehenerregender Morde verwickelt, die allesamt auf das Konto einer bürgerlichen Madame namens Schwanenvogel gingen. Doch die Dame konnte, auch mit und wahrscheinlich nur durch den braven Hauptmann Kosemaul überführt und ihrer gerechten Strafe zugeführt werden, weshalb ich Hauptmann Kosemaul Ihrer Gunst besonders empfehle. Sie, die gemeine Mörderin, endete gestern, am Freitag, gegen neun Uhr unter dem Schwert des Scharfrichters. Besondere Vorkommnisse gab es bis dato nicht, sieht man einmal von den zahlreichen Morden der genannten Madame ab. Aber eines machte uns dann doch stutzig, denn gerade als wir am Samstagmorgen aufbrechen wollten, rief uns der bereits mehrfach genannte Herr Gerichtsvorsteher Wentzig zu einem wahrlichen Massaker an dem Herrn Anatom Dr. Zeidler und seinen beiden Studiosi.

Als wir die Sezierstube des Chirurgen betraten, bot sich uns ein Bild des Schreckens. Die genannten Herren waren schlichtweg abgeschlachtet worden. Die Beschreibung der beiden Täter war einfach und klar, da sie von vielen Leuten gesehen worden. Es handelt sich um einen italienischen Marchese namens Caino de Adamo, der im Gasthaus „Zum Güldenene Greifen“ abgestiegen war. Offensichtlich verspürt genannter edler Herr keine Reue oder Angst, gefangen und verurteilt zu werden. Alles in allem handelt es sich bei diesem hochgestellten Herrn um eine zuhächst mysteriöse Erscheinung.

Bekannt ist uns desweiteren, dass er in einer schwarzen Kutsche reist, deren Türen ein roter Basilisk als Wappen ziert. Stets an seiner Seite findet man einen stummen Kutscher und Diener namens Jettatore. Letztgenannter dürfte der Ausfühler der Morde bzw. der Mordkumpan seines Herren sein. Es dürfte nicht schwer sein, ihn zu finden.

Ich erwarte nun Ihrerseits, Eure Exzellenze, die Ordre, ob wir dem Marchese, der sich nach letzten Informationen auf preußischem Gebiet befinden soll, nachreisen und ihn wenn möglich gefangen setzen sollen.



## IMPRESSUM

1. Auflage Arnstadt 2009

© für diese Ausgabe 2009 beim Verlag Kirchschlager, Arnstadt

Covergestaltung: Heiko Freitag, Arnstadt

Druck und Bindung: PBtisk s. r. o., Pribram

Alle Rechte vorbehalten

Pdf: Tommy Tohang 2009

*Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die digitale Speicherung und Verarbeitung.*

